

Schlesien

4. Jahrgang 1910/11



Illustrierte Zeitschrift für die Pflege heimatlicher Kultur

Zeitschrift des Kunstgewerbevereins für Breslau u. die Provinz Schlesien

Phönix-Verlag
Fritz u. Karl Siwinna
Breslau und
Kattowitz

Inhalts-Verzeichnis des IV. Jahrgangs

(Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert)



Schlesien



Seite

Abhandlungen

Gedichte

Romane und Erzählungen

Kunst und Kunstpflege

Seite

Abhandlungen

Von Nah und Fern

Seite

Ausstellungen

Bauten und Denkmäler

Museen

Vereine

Wettbewerbe

Schlesische Chronik

Kleinere Abhandlungen

Chronik

Denkmals-Enthüllungen

Einweihungen

Jubiläen

Kleine Beiträge

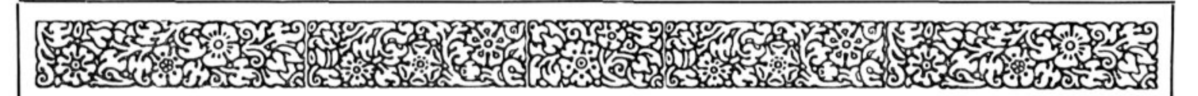
Persönliches

Sport

Theater und Musik

Die Toten

Vereine und Versammlungen





Beilagen





Abbildungen



Seite

I. Allgemeinen Inhalts

II. Gemälde

III. Kunstgewerbliche Abbildungen

IV. Landschaftsbilder

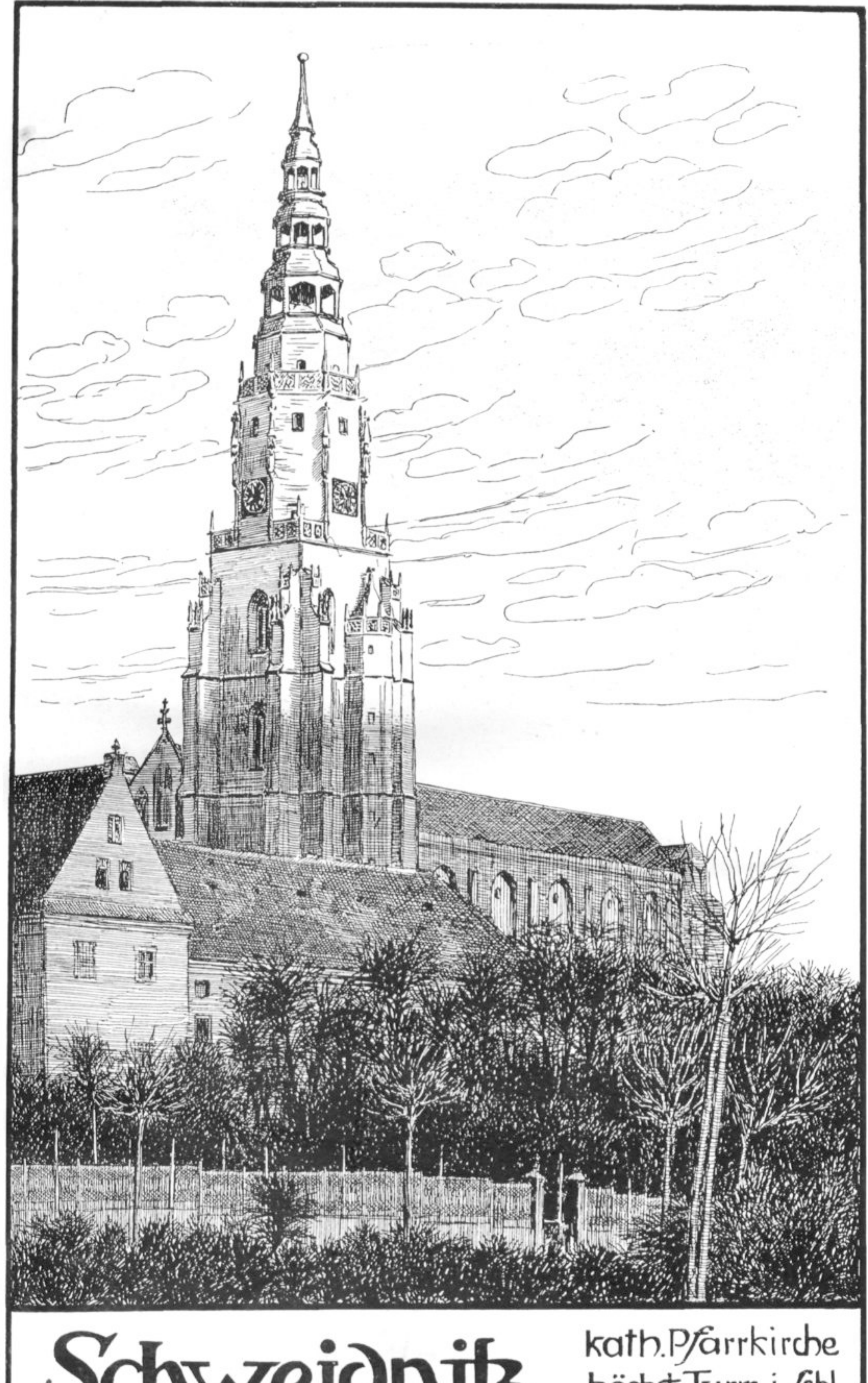
Seite

Seite

V. Porträts

VI. Illustrationen zu Tagesereignissen





Aus dem Schlesischen Kalender 1911
Zeichnung von Erich Wessel

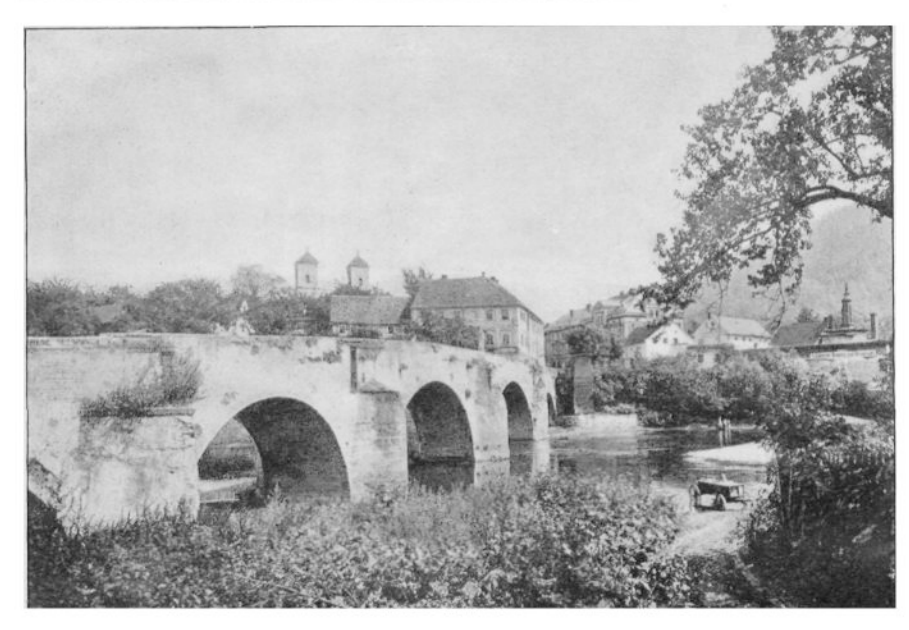




phot. Paul Fröhlich in Liegnitz

Zur Feier des 150. Gedächtnistages der Schlacht bei Liegnitz am 14. und 15. August, veranstaltete der Regisseur des Meininger Hoftheaters und Direitor des Sommertheaters in Liegnitz, Röbbeling, mit seinem Ensemble auf dem Schlachtfelde bei Panten Aufführungen des Festspieles „Die Schlacht bei Liegnitz“ von Dr. Paul Harms, die von Tausenden von Menschen besucht waren. Das herrliche Naturtheater am Fuße des Rehberges wurde von der Gemeinde Panten, insbesondere dem Kgl. Domänenpächter Schliephacke, zu diesem Zwecke hergerichtet. Das obenstehende Bild zeigt eine Szene des 1. Aktes.

Friedrich der Gr. zu Frau Kutschke: Sieht Sie, akkurat so hab' ich's auch gemacht; dem ersten, der Hand an mein Schlesien legen wollte, bin ich an die Gurgel gesprungen!



phot. P. Seidel in Frankenstein

Die alte Neissebrücke in Wartha vor dem Umbau

sofort vollends den Schlüssel der Schlacht, den Rehberg, und von ihm herab warf er Regiment auf Regiment auf die Armee Laudons, der glaubte, lediglich auf die Gepäckwache der Preußen gestoßen zu sein, und die Armee des Königs noch südlich von Liegnitz wähnte.

Die Daun'sche Armee war unterdessen auch vorgerückt, hatte zu ihrem Erstaunen die Stellung der Preußen verlassen gefunden und Liegnitz genommen. Das weitere Vordringen über Katzbach und Schwarzwasser verhinderte aber Zieten mit seinen Husaren und mehreren Batterien schwerer Geschütze, mit denen Friedrich der Große rasch seine Flanken nach Süden, gegen die Daun'sche Armee geschützt hatte. So konnte Daun Laudon keine Hilfe bringen, und dessen Marschkolonnen wurden einzeln

Die Schlacht bei Liegnitz

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht."

So hat sich das Schlesiervolk den großen König in der Nacht, in der die Schlacht von Liegnitz vom 15. August 1760, vor nun mehr 150 Jahren geschlagen worden ist, vorgestellt — sorgenvoll und nachdenklich inmitten seiner Truppen und gleich ihnen unter freiem Himmel nächtigend — ein einfacher Gedenkstein auf dem Rehberge mit der Aufschrift jenes Spruches kennzeichnet die Stelle, auf der der König seine Nachtruhe gehalten haben soll. In jener Nacht galt es, in letzter, verzweifelter Anstrengung der drohenden Umklammerung durch die weit überlegenen österreichischen Armeen unter Daun und Laudon und damit der Vernichtung zu entrinnen, Breslau zu entsetzen, die herannahenden Russen zurückzuscheuchen, mit einem Worte, Schlesien wieder zu gewinnen und zu behaupten. Der Erfolg des Krieges, ja noch mehr das Königreich Preußen stand in jener Nacht auf dem Spiele, wo die Laudon'sche Armee und die Laczy'sche Heeresabteilung zu tötlicher Umklammerung bereits ausgerückt waren. Das Netz schien um den König fest zugezogen zu sein, aber es hatte doch ein Loch, durch das der große Feldherr entschlüpfte, um später die Feinde aufs Haupt zu schlagen.

Zur selben Zeit, da Laudon aus seinem Lager bei Koischwitz aufgebrochen war, war auch der König mit seinem Heer aus den Stellungen südlich von Liegnitz ausgerückt; die Wachtfeuer ließ er zur Täuschung der gegenüberstehenden Daun'schen Armee bis zum Morgen unterhalten. Auf der Straße über Pfaffendorf marschierte das preußische Heer auf den Höhenrücken, der sich im Nordosten von Liegnitz zwischen Schwarzwasser und Katzbach erhebt, um am Tage von dort weiter auf Breslau zu gehen. Jener Höhenrücken war auch das Ziel der Laudon'schen Armee, und während sich das Preußenheer zur Nachtruhe auf halber Höhe des Rehberges, der höchsten Erhebung des Landrückens lagerte, stieß die zur Sicherung vorgeschickte preußische Vorhut auf die ersten feindlichen Marschkolonnen. Der König wurde sofort benachrichtigt und erkannte nach der ersten Ueberraschung bald den Ernst, aber auch die Vorteile der Situation; er besetzte

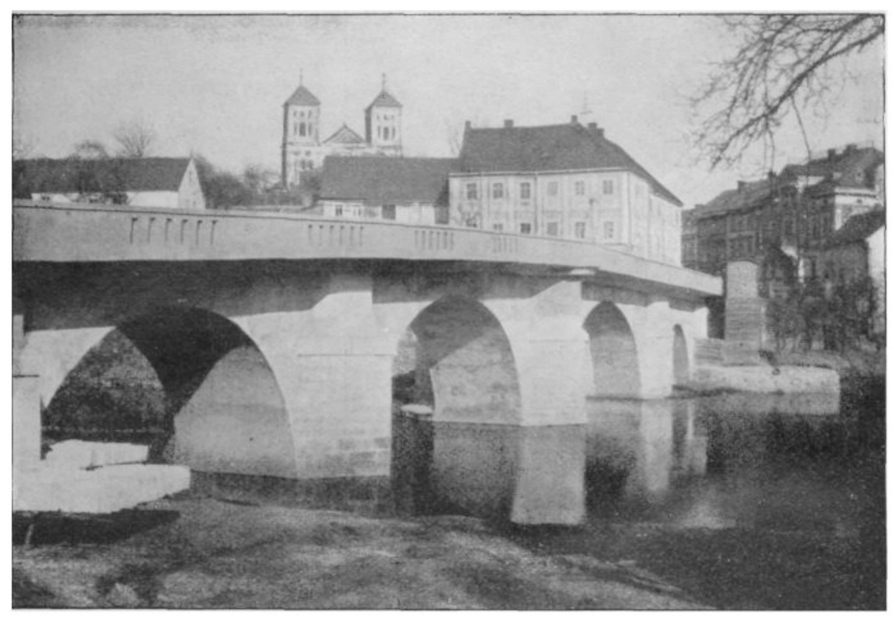
von den Preußen über den Haufen geworfen. Als der Morgen graute, war die Laudon'sche Armee völlig geschlagen. Die Oesterreicher hatten 2000 Tote, 4000 Verwundete, 5000 Mann, zwei Generale, 86 Offiziere als Gefangene, 82 Kanonen und 23 Fahnen und Standarten verloren, die Preußen hatten nur 775 Tote und 1100 Verwundete. Nach dieser Schlacht stand dem König der Weg nach Breslau frei, das er von der Fortsetzung einer verwüstenden Belagerung befreite, ja noch mehr, die österreichische Armee räumte schleunigst Schlesien, und die Russen, die bei Auras teilweise schon die Oder überschritten hatten, gingen ebenso rasch zurück; so groß war der Schrecken vor dem Preußenkönig.

Auf der Höhe des Rehberges ist anläßlich der hundertsten Wiederkehr des Schlachttages ein Denkmal errichtet worden. Jetzt bei der 150. Wiederkehr des Schlachttages hat eine große Feier auf dem Schlachtfelde stattgefunden. Von nah und fern waren Massen zusammengeströmt, und vor ihnen wurde auf einer Naturbühne die „Schlacht am Rehberg", verfaßt von Dr. Paul Harms von der Röbbeling'schen Schauspieltruppe des Liegnitzer Sommertheaters in glänzender Weise vorgeführt und der „große Fritz" bejubelt; patriotische Reden und Gesänge, Fackelzüge, Schlachtenmusik und Feuerwerke vervollständigten die Feier, die gezeigt hat, wie bei den Schlesiern die Erinnerung an den großen Preußenkönig, den geliebten Eroberer von Schlesien, dem Schlesien soviel verdankt, wach geblieben ist. Auf dem Platze, wo die Armee lagerte, südlich der Stadt Liegnitz, ist zugleich ein zweites Schlachtendenkmal enthüllt worden. Es ist ein sechs Meter hoher Sandsteinobelisk, der auf einem zwei Meter hohen Sockel steht. Bronzetafeln an den Seiten des Denkmals tragen Erinnerungsbilder an die denkwürdigen Tage: Friedrich der Große und seine Generäle nach dem Feinde Umschau haltend, und die Liegnitzer Bürger, Frauen und Kinder den preußischen Truppen Nahrungsmittel zutragend. Eine Bronzetafel zeigt den preußischen Adler und darunter den Spruch:

„Bei Liegnitz ruht des Königs kleine Macht,
Der Feind ringsum, jetzt muß er unterliegen,
Doch Friedrich brach hindurch in dunkler Nacht,
Und Preußens Aar fliegt auf zu neuen Siegen.

G. H.

Die Neissebrücke in Wartha



phot. P. Seidel in Frankenstein
Die alte Neissebrücke in Wartha nach dem Umbau

Jeder, der die herrlich schöne Grafschaft Glatz kreuz und quer durchstreift hat, wird auch das idyllische Wallfahrtsörtchen Wartha kennen. Er wird auch seine Schritte aus dem Städtchen hinausgelenkt und einige Punkte der reizenden Umgebung aufgesucht haben und wird auf diesen Wegen auch zur sogenannten „Schönen Aussicht" hinaufgestiegen sein. Der Fernblick von hier aus ist herrlich. Das Auge schweift trunken hinaus in die schlesische Ebene, aus welcher das stattliche Schloß Camenz mit seinen Zinnen herübergrüßt, ferner zu den bewaldeten Höhen des Eulengebirges, um endlich auch dann das unten zu Füßen des Beschauers liegende Städtlein Wartha zu erspähen. So ruhig und still liegt es da unten! Und die alte Brücke, die schon vier Jahrhunderte lang den reißenden und tosenden Wassern der Neisse getrotzt hat, verschönt durch ihre alte Bauart das liebliche Bild und ruft Erinnerungen wach an längst vergangene Zeiten. Wenn sie reden könnte! Sie würde uns erzählen von den Schreckenstagen des Jahres 1895, als bei dem großen Hochwasser am 24. August ein ungeheures Felsstück vom Warthaberge in die Neisse stürzte und ihr den Weg versperrte, sodaß die Fluten sich über das Städtchen zu ergießen drohten. Sie hat auch die traurige Zeit der französischen Revolution und ihre Folgen gesehen, auch mit den Bürgern Warthas gezittert, als die Franzosen am 8. Februar 1807 das Städtlein im Sturm nahmen und vierundzwanzig Stunden lang plünderten. Sie sah ganze Generationen kommen und gehen; sie hat auch alle die Wallfahrer geschaut, die zum Gnadenbilde eilten oder den mühsamen Aufstieg auf den Berg unternahmen. — Und eben jetzt zieht wieder eine Schar Wallfahrer über die Brücke, und fromme Gesänge und Lieder trägt der Wind an das Ohr des träumerisch Schauenden. Es werden dieses Jahr auch viele Wanderer zur „Schönen Aussicht" hinaufsteigen, um sich Gemüt und Geist an dem lieblichen Bilde zu laben; aber etwas sehen sie nie wieder: die alte Neissebrücke. Sie hat bedauerlicher Weise dem Verkehr weichen müssen, und es sei gestattet, auf diese betrübende Tatsache etwas näher einzugehen. Die alte Neissebrücke, die noch dem Fußgängerverkehr dienen mußte, entsprach bei ihrer Fahrbahnbreite von 3,80 Meter, schon lange nicht mehr den heutigen Verkehrsansprüchen. Die Unterhaltung der Brücke und des Pflasters in Wartha liegt der Stadtgemeinde Frankenstein ob. Daher erließ die Polizei-Verwaltung in Wartha Anfang Januar 1907 an den Magistrat Frankenstein die wegepolizeiliche Verfügung, die Brücke über die Neisse im Wege des Um- oder Neubaues zu verbreitern und eine Fahrbahn von mindestens 7,60 Meter zu schaffen. Diese Verfügung wurde damit begründet, daß die Brücke dem stetig wachsenden Verkehr von Lastwagen, Fuhrwerken, Automobilen, Fahrrädern und anderen Verkehrsmitteln nicht mehr genüge. Wagen, die durchschnittlich eine Breite von 1,57 bis 1,78 Meter haben, konnten sich auf der Brücke unmöglich ausweichen, und wenn nun gar Speditionswagen und gleichzeitig Wallfahrer oder Trupps von Touristen die Brücke passierten, war für die Menschen Gefahr vorhanden, an die Brückengeländer gedrückt und verletzt zu werden. Der von der Stadt Frankenstein gegen diese Verfügung erhobene Einspruch wurde zurückgewiesen, und Frankenstein strengte Klage im Verwaltungsstreitverfahren an; der Kreisausschuß des Kreises Frankenstein entschied aber zu gunsten der Polizei-Verwaltung Wartha. Diese Entscheidung focht der Magistrat in Frankenstein mit dem Rechtsmittel der Berufung an und erzielte damit, daß der Bezirksausschuß zu Breslau das Urteil des Kreisausschusses aufhob und die Verfügung der Polizei-Verwaltung in Wartha für unzulässig erklärte. Die von der letzteren Behörde gegen dieses Erkenntnis eingelegte Revision beschäftigte nun als letzte Instanz das Königliche Oberverwaltungsgericht in Berlin, das am 21. Juni 1908 die Verfügung der Polizei-Verwaltung in Wartha als rechtsgültig ansah und die Entscheidung des Kreisausschusses des Kreises Frankenstein bestätigte. Die Stadtverordneten-Versammlung der Stadt Frankenstein beschloß nunmehr die Ausführung des Umbaues und übertrug die Arbeit der Beton- und Zementwarenfabrik Guido Simon in Breslau, die ihre Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit aller gelöst hat. Die in Zementbeton ausgeführte neue Brücke weist eine Fahrbahnbreite von fünf Metern auf, hat zu beiden Seiten noch erhöhte Fußwege von 1,50 Metern und trägt so den heutigen Verkehrsverhältnissen vollauf Rechnung.

P. Seidel

Die Cundorfer Heidensteine

Ein Denkmal aus heidnischer Vorzeit, einzig in seiner Art, kann man in Cundorf, welches kleine Dorf etwa 2½ Kilometer nördlich von Seidenberg O.-L. gelegen ist, betrachten. Dort sind mehrere Teiche inmitten der Häuser am Wege nach Ober-Rudelsdorf zu finden. Der am tiefsten gelegene befindet sich im Norden und der etwas höher gelegene fast genau südlich davon. Bei gewöhnlichem Wasserstande in diesen beiden Teichen (der dazwischen liegende 3. Teich kommt nicht in Frage) kann man vom Ufer aus einen oder mehrere große, graue Steine liegen sehen, die fast bis an die Oberfläche des Wassers ragen.



phot. P. Seibel in Frankenstein
Der neue Aussichtsturm auf dem Spitzberge bei Königshain, Kreis Glatz

Wird dieses zur Sommerszeit abgelassen, damit der auf dem Grunde der Teiche angeschwemmte Schlamm auf die benachbarten Wiesen abgefahren werden kann, so sieht man im südlichen Teiche drei über Mannesgröße hohe, unregelmäßige, unbehauene Steine in gleichmäßiger Entfernung von einander liegen, sodaß sie ein gleichseitiges Dreieck bilden. Im nördlich davon gelegenen Teiche findet man vier ebensolche, die aber in Quadratsform hingelegt sind. Niemand kann sich erinnern, daß sie jemals anders dagelegen haben. Nur sind sie im Laufe der Zeit langsam tiefer in den Schlammboden eingesunken. Die Natur kann wohl solche Steine erzeugen. Daß sie aber in regelmäßigen geometrischen Figuren daliegen, deutet auf die Einwirkung menschlicher Hilfskräfte hin. Was mögen wohl unsere Altvorderen mit der Aufstellung der Steine in diesen Formen bezweckt haben? Wann sind sie so gelegt worden? In Frankreich und England findet man wohl auch derartige oder ähnliche Steindenkmäler; nie jedoch sind sie im Wasser zu finden. Cundorf liegt auf Hügeln, ähnlich den unweit liegenden, in heidnischer Zeit beim Götzendienst als Opferstätte benützten Orten Jauernik, an der Landeskrone bei Görlitz, und Weigsdorf, an der Bahnlinie von Görlitz über Nikrisch und Seidenberg O.-S. nach Friedland in Böhmen. Fragt man einen der Ortsangesessenen in Cundorf nach der Bedeutung der merkwürdigen Steinaltertümer daselbst, so erhält man zur Antwort, daß sie der Fische wegen in den Teichen liegen müssen. Dabei denkt der Antwortende jedoch nicht daran, daß im mittelsten der Teiche keine solchen Steine liegen, und daß die Fische trotzdem darin leben können. Es geht also aus der Antwort hervor, daß den Bewohnern der umliegenden Ortschaften das Vorhandensein der Steine seit ältesten Zeiten selbstverständlich ist und ein Wegrücken derselben verboten war. Was haben nun die Steine zu bedeuten? So viel man erfahren kann, knüpft sich keine Sage an den Fundort; man hat auch keine Scherben von Urnen, keine Knochenreste oder Waffen, Zierrat und dergl. bemerkt. So stellen sie also wohl keine heidnischen Grabdenkmäler vor? Wollten sich unsere Altvorderen Norden und Süden sichtbar festlegen, da man Osten und Westen aus dem täglichen Auf- und Untergange der Sonne kannte? Oder schieden sich vielmehr hier angesichts des westlichen Endes der Sudeten — Bergzüge und Flußläufe haben in der Völkerwanderung oft als Wegweiser gedient — mehrere Volksstämme und wollte man die Richtung, die der nach Süden abziehende verwandte Stamm nahm, durch ein ungeheures Pfeilzeichen (Quadrat im Norden, Dreieck im Süden) den Nachkommen für ewige Zeiten markieren, damit sie imstande wären, im Falle einer Hungersnot oder in Kriegsgefahr bei den Stammesbrüdern Hilfe oder freundliche Aufnahme zu suchen? Lagen die Steine immer im Wasser zum Schutz, daß man sie liegen lassen müsse oder bildeten sich die Teiche ringsumher, weil man mit dem Boden an und zwischen den Steinen nichts Besseres anzufangen wußte? Die hohen Teichränder um die Altertümer erinnern lebhaft an die allmähliche Erhöhung des Erdbodens z. B. bei der berühmten Schlangensäule zwischen dem ägyptischen Obelisk Theodosius II. und der kahlen Säule des Konstantinos Porphyrogementos auf dem Atmeidan, dem ehemaligen Hippodrom in Konstantinopel, ferner bei dem Holztor in Mainz und bei der Bittschriftenlinde in Potsdam. Durfte, wollte oder konnte man die Heidensteine nicht mehr von der Stelle bewegen, da der späteren Zeit das Interesse, die Energie, die mechanischen Hilfsmittel oder die sklawischen Arbeitskräfte großer Massen fehlten? Seit mehr als 15 Jahren hat sich Unterzeichneter bemüht, Licht in diese Angelegenheit zu bringen. Persönliche und briefliche Anfragen beim Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin und beim Museum schlesischer Altertümer in Breslau konnten keine Aufklärung bringen. Vielleicht würden genauere Nachforschungen an Ort und Stelle zu einigen Resultaten führen.

G. Krause in Schwerta O.-L.

Der neue Aussichtsturm auf dem Spitzberge bei Königshain, Kreis Glatz

Der Königshainer Spitzberg, das Ziel vieler Wanderer, hat jetzt wieder einen Aussichtsturm erhalten, da der alte Turm bekanntlich im November vorigen Jahres von einem Sturmwinde demoliert worden ist. Der neue, von der rührigen Ortsgruppe Glatz des Glatzer Gebirgsvereins errichtete Turm wurde im Frühling dieses Jahres seiner Bestimmung übergeben. Zu diesem Zwecke hatten sich 26 Mitglieder der Ortsgruppe Glatz auf der Spitze des Berges eingefunden. Stadtrat Gießer-Glatz hielt die Ansprache. — Der Königshainer Spitzberg (751 m) erhebt sich im Warthaer Gebirge und ist bis zum Gipfel hinauf, mit Ausnahme eines Abhanges, dicht bewaldet. Am oberen Bergkegel befindet sich die schlichte Sommerrestauration „Heinrichsbaude", in welcher ein guter alter „Wünschelburger" nach dem Aufstiege recht mundet. Wegen der umfassenden und prächtigen Aussicht, die der Spitzberg bietet, gehört derselbe mit zu den touristisch wichtigsten Punkten der Grafschaft Glatz und ist infolge seiner vorgeschobenen Lage innerhalb des Glatzer Bergkessels so recht als Orientierungspunkt beim Eintritt in die Grafschaft geeignet. Der Spitzberg ist vom Wallfahrtsörtchen Wartha und auch von der Stadt Glatz aus auf den verschiedensten Wegen bequem zu erreichen. Sogar liebliche kleine Sommerfrischen, wie Gierichswalde, haben sich aufgetan und bieten dem weniger anspruchsvollen Gaste gute Unterkunft, insbesondere ländliche Ruhe.

Besteigen wir den neuen, mit einem Kostenaufwande von etwa 600 Mark gebauten, hölzernen Aussichtsturm und sehen wir uns die köstliche Fernsicht etwas genauer an. Da winkt gegen Süden das massige Schneegebirge herüber. Ihm sind eine Menge von Bergen vorgelagert, aus denen sich besonders der Spitzige Berg hervorhebt. Ferner erblicken wir jenseits des Neissetales den Heidelberg und den langgestreckten Habelschwerdter Kamm, über welchen einzelne Kuppen des Adlergebirges und die Hohe Mense hervorragen Im Westen liegt die Stadt Glatz und dahinter das Ratschengebirge, rechts erhebt sich der Heuscheuer eigentümlich geformtes Dach. Gegen Norden und Nordosten bietet sich ein entzückender Blick auf die Kette des Eulengebirges, während gegen Wartha zu sich ein liebliches Bergland dem erstaunten Auge auftut. Vom Warthaberge grüßt die Kapelle herüber, und über den Berg selbst schweift der Blick hinaus in die lachenden Fluren Schlesiens, hinüber bis zum alten Vater Zobten.

P. Seidel in Frankenstein

Die Heimat der Breslauer Kaiserbrücke

An der schlesischen Gebirgsbahn, drei Stationen vor Hirschberg, liegt an der Bahnstation Jannowitz (Rigb.) ein wohl vielen Lesern bekanntes, hochromantisches Gebirgstal, welches dem Besucher eine entzückende Fülle von imposanten Naturschönheiten bietet, die sich besonders dem Naturfreunde in den meilenweiten Wanderungen auf Schritt und Tritt entrollen. Steile Bergwände von wunderlichem Bau drohen den Eindringling, der am Fuß derselben hinaufblickt, zu zermalmen; in den Klüften treiben Buchen und Fichten, das Gestein umklammernd, mächtige Wurzeln.

Nach Westen vordringend, fällt eine mächtige, mit unförmlichen Klippen und Felsgestein gekrönte, bewaldete Berglehne, die „Edelmannsteine", auf, anderen nördlicher Abdachung wir schon von weitem einen Steinbruch erblicken, der so wie die ganze Umgebung zum Besitztum des Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode in Jannowitz gehört.

Das früher von armen Leinewebern bewohnte Dorf hat seine Geschichte und ist z. B. eine sehr beliebte Sommerfrische.

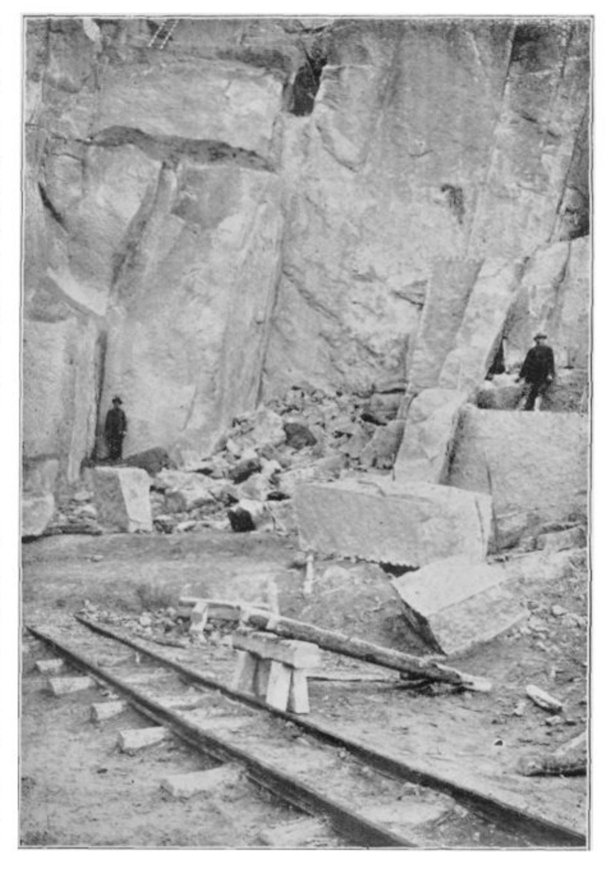
Nicht ohne Mühe gelangen wir durch das herrliche „Münzental" nach einstündiger Wanderung an die Arbeitsstätte, den Granitsteinbruch „Melzerhöhe," dessen Ausbeute die renommierte Firma Carl Paeschke, Werksteinindustrie, G. m. b. H. in Breslau, übernommen hat. Ein mächtiger Knall, der die Erde erzittern macht, mahnt uns, sehr vorsichtig den Sprengarbeitern zu nahen, die mächtige Blöcke mittelst Lassenschusses von den Felsen loslösen. Der so gewonnene Granit ist von sehr feinkörniger, gleichmäßiger, rötlicher Beschaffenheit und äußerst wetterfest. (Rötlicher Riesengebirgsgranit.)

Unser Bild zeigt die eigentliche Geburtsstätte der in so gewaltigen Dimensionen erbauten Kaiserbrücke.

Losgelöst von der Mutter Erde, wanderten die rohen Felsblöcke, oft drei Kubikmeter und darüber groß, auf schweren starken Wagen ins Tal zur Werkstätte der Firma am Bahnhof Jannowitz, wo sie kunstgerecht behauen und gemeißelt wurden, worauf sie ihre Reise per Eisenbahn an die Baustelle antraten.

An 270 Eisenbahnwaggons waren nötig, die ca. 2100 Kubikmeter umfassenden Steinmassen zu befördern. Aus schlesischem Gestein gewonnen, von schlesischem Genie erdacht und von schlesischen Künstlern und Arbeitern erbaut, ziert die Kaiserbrücke nunmehr die schlesische Haupt- und Residenzstadt Breslau.

R. Schudleck in Jannowitz



phot. R. Schudleck

Der Granitsteinbruch, „Melzerhöhe bei Jannowitz"

Aus der Sammelmappe

Das Lustschloß eines schlesischen Grafengeschlechts in Berlin. Es dürfte wenig bekannt sein, daß sich im Osten Berlins, in einer früher recht unbedeutenden Gasse, einst das Lustschloß einer bekannten Dynastenfamilie befunden hat. Auf dem Grundstück Wassergasse, jetzt Rungestraße 17, erbaute im Jahre 1700 Graf Schaffgotsch ein Lustschloß, dessen Spuren sich bis in die neueste Zeit erhalten hatten. Die Front des Schlosses, eines mit Erkern und einer Freitreppe versehenen Baues, lag nach der ehemaligen Köpenicker Heerstraße zu, also da, wo jetzt die Hinterfront der Straße ist. Zwischen dem Schlosse und der Straße befand sich ein ausgedehnter Park, von dessen Baumbestand vor fünfzehn Jahren noch Reste auf dem Hofe des Grundstücks vorhanden waren. Außerdem gehörten zum Schlosse mehrere Nebengebäude, die in den 1890er Jahren als Arbeitssäle für verschiedene industrielle Firmen dienten. Das Schaffgotschsche Schloß ist die erste Ansiedelung nahe der heutigen Rungestraße gewesen. Die Straße, seit 1740 unter dem Namen Wassergasse bekannt, war damals nur als schmaler Weg vorhanden, der über die sogenannte Bullenwiese führte. Diese Wiese war bei Austrocknung des Festungsgrabens im Jahre 1658 entstanden und wurde erst 1705 parzelliert. Lediglich ein Garten, der zu dem späteren Splittgerberschen Grundstück an der Wallstraße gehörte und mit diesem durch eine Brücke in Verbindung stand, und der prinzliche Holzmarkt befanden sich auf jener Seite. Später wurden diese Terrains indessen abgetrennt; sie bilden jetzt das Grundstück Rungestraße 30. Das Haus Nr. 17 scheint nicht sehr lange im Besitz der Schaffgotsch verblieben zu sein. Die alte

Wetterfahne des Schlosses, mit der Jahreszahl 1750, trägt das Monogramm W. P., zeigt aber keinen Hinweis auf die Familie Schaffgotsch, die also wohl damals schon den Besitz veräußert hatte.

Ein Mittel gegen die Seekrankheit erfand Frl. Dr. M. Ritter in Breslau. Es besteht aus den Pflanzen Acor. Calamus, Juglans reg. und Satureja mont. Es wurde auf den beiden Sturmfahrten des Torpedobootes G. 169 vor Helgoland bei Windstärke 8, verbunden mit grober See, vom 20. bis 23. und vom 28. bis 30. Dezember v. J. von einigen Herren der Marine und der Germaniawerft erprobt, welche 6—8 Stunden vor Seekrankheit bewahrt blieben. Nach dieser Zeit stellte sich leichtes Unwohlsein ein, welches sofort durch das Medikament wieder behoben wurde. Ein Herr Fr. von der Germaniawerft, der sonst sehr unter der Seekrankheit leidet, konnte sogar ein stundenlanges Reiten vor Anker zwischen Feuerschiff Elbe I und II, zwischen Buschsand und Scharhörn, auch unter Deck, ohne jegliche Beschwerde aushalten.

Nach einem vergrabenen Schatz von 10 Tonnen Silber, der angeblich von einem früheren Besitzer des Schlosses Zyrowa bei Kandrzin zu Kriegszeiten im Schlosse selbst versteckt wurde, wird von dem jetzigen Besitzer, dem Grafen Johannes von Franken-Sierstorpf, geforscht. Nach einer Chronik, die sich im Breslauer Archiv befindet, soll der Schatz mit einer Marmorplatte abgedeckt sein. Es wird angenommen, da nach dieser Chronik das Schloß auch mit Kellerräumen versehen sein sollte, die jetzt nicht mehr vorhanden sind, daß der Schatz sich unter dem Fußboden des angeblichen Kellers befindet. Erst muß daher die Lage der Keller eingehend ermittelt werden.

Bunzlau. Vor kurzem wurde im Uferschilfe des kleinen Bobers in Thomaswaldau wieder eine schlesische Sumpfschildkröte gefunden. Sie hatte die Größe einer flachen Männerhand. Der Rückenpanzer war von schwarzer Farbe, die ins Grüne schimmerte. Das Tier verendete kurz nach dem Auffinden.

Persönliches

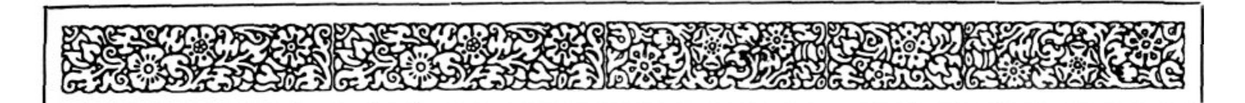
Professor Dr. **Franz Hulwa,** der am 10. August im Marienstift in Brieg, wo er zuletzt als Pensionär gelebt hatte, starb, wurde am 28. November 1830 in Oppeln geboren, hat also ein Alter von fast 80 Jahren erreicht. Er hatte sich anfangs der Pharmazie gewidmet, dann aber nach absolviertem Staatsexamen als Apotheker in Breslau, Berlin und Leipzig seine Studien fortgesetzt und war Michaelis 1856 als Assistent für die Vorlesungen über Agrikulturchemie, Physik und Technologie usw. im Laboratorium der damaligen landwirtschaftlichen Akademie Proskau eingetreten, wo er auch als Privatdozent für analytische Chemie wirkte. Vier Jahre später ging er an das landwirtschaftliche Institut in Berlin, arbeitete auch in der Redaktion des damaligen Landwirtschaftlichen Zentralblattes von Wilda und Kroker und widmete sich auf Anregung von Mitscherlich dem Studium von Maschinenkunde und Zuckerfabrikstechnik. Im Jahre 1864 kehrte er nach Schlesien zurück, um in Zuckerfabriken den technischen Betrieb kennen zu lernen. In dem Kriegsjahre 1866 schloß er sich dem freiwilligen Studentenkorps an, welches Schlesien zur Pflege der Verwundeten auf den Kriegsschauplatz in Böhmen sandte. Nach Beendigung des Krieges eröffnete Hulwa in Breslau ein chemisches Laboratorium und eine Düngermittelkontrollstation für Schlesien, die spätere Versuchstation des landwirtschaftlichen Zentralvereins, die er ebenfalls leitete. Während des Feldzuges in Frankreich führte Hulwa mehrere größere Sanitätskolonnen nach dem Kriegsschauplatze als Delegierter des schlesischen Vaterländischen Frauenvereins. Er erhielt aus diesem Anlasse das Eiserne Kreuz und das bayrische Verdienstkreuz. Seine Arbeiten über die Lebensmittelkontrolle mit Bezug auf das Gesetz vom 14. Mai 1879 über den Verkehr mit Nahrungsmitteln usw. bildeten die Grundlage für die Errichtung des chemischen Untersuchungsamtes der Stadt Breslau. Im Auftrage der städtischen Behörden von Breslau veranstaltete Hulwa jahrelang eingehende Untersuchungen des Oderwassers oberhalb, innerhalb und unterhalb Breslaus, der Breslauer Brunnenwässer und des Breslauer Leitungswassers. Diese große, von ihm herausgegebene Arbeit erhielt auf der allgemeinen deutschen Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen in Berlin 1882/83 die silberne Medaille, auf der großen Ausstellung in Wien den ersten Preis (Ehrendiplome und goldene Medaille), wie sie auch in wissenschaftlichen Kreisen ehrenvollste Beurteilung fand. Auf Grund der chemisch-mikroskopischen Untersuchungen bei dieser Arbeit bildete Hulwa ein Abwässerreinigungsverfahren aus, das seit 1884 in vielen großen Betrieben erfolgreich eingeführt ist. Der Breslauer Stadtverordnetenversammlung gehörte er sechs Jahre lang an. Seine Arbeiten über Wasserrecht und Selbstreinigung der Flüsse führten ihn schließlich dem Fischereiwesen zu, auf welchem Gebiete er bis zum Jahre 1908 als Geschäftsführer und Schatzmeister des Schlesischen Fischereivereins, als Delegierter Schlesiens zum Deutschen Fischereirate, als Mitglied der wissenschaftlichen Kommission des Deutschen Fischereivereins usw., auch als Gründer und Leiter des Schlesischen Fischereiklubs erfolgreich tätig war. Als Anerkennung für sein ersprießliches Wirken wurde ihm im Jahre 1896 das Prädikat Professor verliehen, und anläßlich seines Uebertritts in den Ruhestand im Herbst 1908 erhielt er den Kronenorden 3. Klasse.

phot. M. Höffert in Breslau

Professor Dr. Franz Hulwa

Mitteilung

Von Herrn Fabrikbesitzer Dr. **Curt Frahne** in Landeshut wird uns mitgeteilt, daß der Aufsatz über die Geschichte der schlesischen Leinenindustrie (*II*, 419) seinem 1905 in der H. Laupp'schen Verlagsbuchhandlung in Tübingen erschienenen Werke „Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens“ entnommen ist.



Die Illersdorfer

Von E. H. von Zagory (10. Fortsetzung)

„Herr des Himmels, wäre ich nur nicht hergekommen!“ sagte ich weinend vor mich hin.

„Und es war doch gut, Ihnen und uns, Fräulein Emmy. Sie haben gesehen, daß in der alten Heimat noch Herzen für Sie schlagen, und wir haben gesehen, daß Sie uns noch im Herzen haben. Das wird Ihnen und uns zum Segen sein. Wenn Sie in Ihrem Berufe, der Sie mit allerlei Menschen zusammenführt, unangenehme Seiten an manchen finden, dann werden Sie denken: „Sie sind nicht alle so, das weiß ich von daheim“; und wenn uns hier die Herrschaften anders behandeln, als wir es gewohnt sind, wenn wir bitter werden wollen, dann denken wir: „Sie sind nicht alle so!“ und wir denken an unsere alte Herrschaft und an Sie.“ Mir und meiner Frau aber sind Sie ganz besonders zum Segen gekommen; als ich Sie so sehnsüchtig von der verlorenen Heimat sprechen hörte, da sagte ich mir: „Der Hardi soll seine Heimat nie verlieren und müßte ich selbst dabei zugrunde gehen.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Von meiner geliebten schlesischen Heimat hörte ich fast garnichts mehr, desto mehr dachte ich an sie; wer in der Fremde zu leben gezwungen ist, der sieht ja eigentlich erst, was er an der Heimat hat, und wie manchmal habe ich aus Herzensgrund mit dem Friedel geseufzt: „Suste nischt, ock heem!“

Ueber mich brach ein Wetter nach dem andern herein, und ich hatte Not, mich durch Krankheit, Elend und Nahrungssorgen hindurchzukämpfen.

Als ich in Davos schwer krank war, verlor ich mein ganzes Vermögen. Das war ein Schlag, den mir nur der Mensch nachfühlen kann, dem es einmal ebenso ergangen ist.

Verzweifelt saß ich auf einer Bank am Walde und starrte vor mich hin. Tausend Mark hätte ich gestern bekommen sollen, statt dessen bekam ich die Nachricht, daß das Bankhaus falliert und der eine Inhaber sich das Leben genommen habe, der andere ins Zuchthaus gekommen sei; und dabei hatte ich dem Pensionsinhaber über 900 Mark zu zahlen.

Ich wußte wirklich nicht, was werden sollte, und hatte nur einen Wunsch — zu sterben.

Aber es stirbt sich nicht so leicht, und gerade, wenn wir gern sterben möchten, ruft uns der Tod nicht.

Meine Seele schrie zu Gott: „Hilf mir!“

Und Gott half mir! Mancher Mensch wird vielleicht sagen: „Das war Fügung, Zufall!“ Ich sage: „Es war Gottes Gnade.“

„Was haben Sie denn, sind Sie krank?“ fragte mich auf einmal eine freundliche Stimme, und der alte Herr, der vor mir stand, sah mich mitleidig an. „Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

„Mir kann niemand helfen,“ stöhnte ich.

„Sie sind Schlesierin, ich hör's an der Sprache — na, da sind wir ja Landsleute; und nun müssen Sie mir unbedingt sagen, was Ihnen fehlt; Sie wissen es ja, wir Schlesier halten zusammen.“

Da sagte ich es ihm denn, was für ein Wetterschlag mich getroffen hatte, und nannte unser Johnsdorf.

Wie elektrisiert ist er da aufgesprungen. Meinen Großvater hatte er auch einmal kennen gelernt, und er hatte ihm so gefallen; und nun wollte er mir erst recht helfen.

Ja, er half mir auch. Ohne Schuldschein, ohne Bürgschaft legte er für mich das Geld sofort aus, und ich war ihm von Herzen dankbar.

Mein guter, alter Großonkel hat ihm nachher ja das Geld wiedergegeben. Aber daß mein Landsmann ohne langen Sermon mir damals aus der Not geholfen hat, das hat mir doch Mut gemacht zum Weiterkämpfen.

Erst durch meinen Retter hörte ich wieder einiges von daheim.

Er wußte, daß Frau von Illersdorf gestorben war, und daß Hardi seitdem ganz im Auslande lebe, wo, wußte er nicht; ja, er erzählte mir, daß man in Schlesien sogar davon sprach, daß Hardi Illersdorf verkaufen wollte.

Alles, was ich hörte, machte mich traurig, und ich nahm mir vor, sobald mein Fieber nachließ, an Elisabeth Mehlitz zu schreiben.

Nach einigen Wochen tat ich es auch, aber eine Antwort bekam ich nicht. Briefe aus dem Auslande gehen ja oft verloren. Damit tröstete ich mich schließlich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Jahre vergehen schnell, wenn man arbeitet; mir vergingen sie im Fluge. Zehn Jahre war ich schon aus meinem lieben Schlesierlande fort, und manchmal hatte ich eine entsetzliche Sehnsucht danach; aber jetzt war mein Geldbeutel zu knapp, selbst zur vierten Klasse hätte es nicht gelangt. Meine Verwandten standen überall im deutschen Reiche in Garnison, nur nicht in Schlesien; und unter ihnen und den alten Bekannten hatte der Tod gar man-

chen abgerufen, so daß die Fäden immer dünner wurden, die mich äußerlich it der alten Heimat verknüpften, äußerlich — denn innerlich ist sie mir immer dasselbe geblieben, der Inbegriff alles dessen, was schön, gut und treu ist.

Da führte mich mein Leiden einmal in einen allbekannten Badeort im Westen, und als ich eines Tages draußen auf der Veranda lag und vor mich hinträumte, sagte eine Stimme neben mir: „Natürlich ist sie es, Elisabeth!"

Und als ich den Kopf wandte, da standen Elisabeth und Hans Georg vor mir. Mit einem Jubelruf sprang ich empor. Ich vergaß meine Stiche, ich vergaß das Gebot des Arztes — aus purer Herzensfreude, ein paar liebe Menschen vor mir zu sehen.

Sie waren in einem großen Badeorte in der Nähe; die Aerzte hatten Hans Georg wegen seines Rheumatismus dorthin geschickt, und in der Kurliste unseres kleinen Badeortes hatten sie zufällig meinen Namen gelesen. Da ich damals in Oesterreich noch eine Verwandte besaß, die genau so hieß, wie ich, so waren sie herübergekommen, um mich zu rekognoszieren.

Elisabeth war in Trauer, und als ich deshalb fragte, kamen ihr Tränen in die Augen und es war, als könnte sie es mir nicht sagen. Ihre Lippen zitterten. Sie brachte erst kein Wort hervor; dann sagte sie leise „Meine Jungen — beide an Diphtherie!"

„Arme Elisabeth"! flüsterte ich entsetzt. Weiter konnte ich nichts sagen. Das Herz stand mir fast still vor Schmerz, und jedes Trostwort kam mir in dem Augenblick wie unwürdig vor.

Ich habe es nie begriffen, wie es Menschen möglich machen, bei irgend einem Herzweh mit einem Schwall von Worten Trost zu sprechen. Ich meine, und ich glaube, jeder, der einmal tiefes Herzeleid durchgemacht hat, wird es wohl gerade so empfinden: wenn das Leid einen Trauerflor auf unsre Seele gelegt hat, ist jedes Menschen Trostwort, auch wenn es noch so gut gemeint ist, ganz unnötig, ja, es tut weh statt wohl.

„Arme Elisabeth!" wiederholte Elisabeth meine Worte halblaut vor sich hin. „Einen nach dem andern nimmt mir Gott. Warum, warum?"

Wie mir ihr Fragen in die Seele schnitt. Ich verstand sie, aber ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte.

Ihr Mann legte den Arm um sie. „Elisabeth", sagte er herzlich, „mich hast Du doch noch."

Sie klammerte sich an ihn. „Dich ja, Dich! Gott sei Dank, ohne Dich könnte ich auch nicht weiterleben!" stieß sie erregt hervor.

„Elisabeth"! Hans Georg setzte sich wie müde auf einen Stuhl, Elisabeth schmiegte sich an ihn, und er trocknete ihr die Tränen, indem er zärtliche Worte in ihr Ohr flüsterte.

Leise ging ich aus der Veranda ein paar Schritte in den Garten hinein. Ich wollte sie allein lassen und auch selber einen Moment allein sein.

Wie hatte sich das doch in den Jahren geändert! Wie viele liebe Menschen, die einst mit mir fröhlich waren, hatte der Tod schon als Opfer geholt! Wer würde das nächste Opfer sein? Warum mußten die beiden prächtigen Jungen sterben? Warum war ich leben geblieben? Warum? Warum? Wenn wir Menschen erst so fragen, dann ist unser Herz todwund, und es ist stockdunkel in unserer Seele. Allmählich, wenn die Zeit und die alltägliche Arbeit ruhig weitergehen, geht die Nacht unserer Seele in Morgendämmerung über, und wenn Glauben hineinzieht, dann geht die Sonne wieder auf, und das „Warum" wird zu einem „Darum" für uns; aber dazu helfen Menschenworte nichts.

Nach einer Weile kamen sie mir in den Garten nach, und ruhiger erzählten sie mir, wie alles gekommen. Erst hatten sie die Krankheit nicht erkannt und Umschläge probiert. Als aber der Arzt kam, war es zu spät, selbst die Tracheotomie konnte da nicht mehr helfen.

Sie waren beide noch so wund, daß ich fühlte, wie weh es ihnen tat, wenn sie davon sprachen. So sprach ich denn ein paar herzliche Worte, fragte dann nach diesem und jenem, erzählte von mir und fragte schließlich auch nach Hardi.

„Hardi hat Illersdorf verpachtet und lebt immer im Auslande; wo, weiß eigentlich immer nur der alte Mätzdorf, durch dessen Hand alles Geld geht. Wir bekommen nur ab und zu ein Kärtchen von irgendwoher", erwiderte mir Hans Georg.

„Und die Kinder?" fragte ich lebhaft.

„Die Kinder sind bei Jadwigas Verwandten. Wir haben gebeten, sie uns zu geben, aber Jadwiga hatte es ihren Verwandten schon zugesagt", entgegnete mir Elisabeth mit tonloser Stimme.

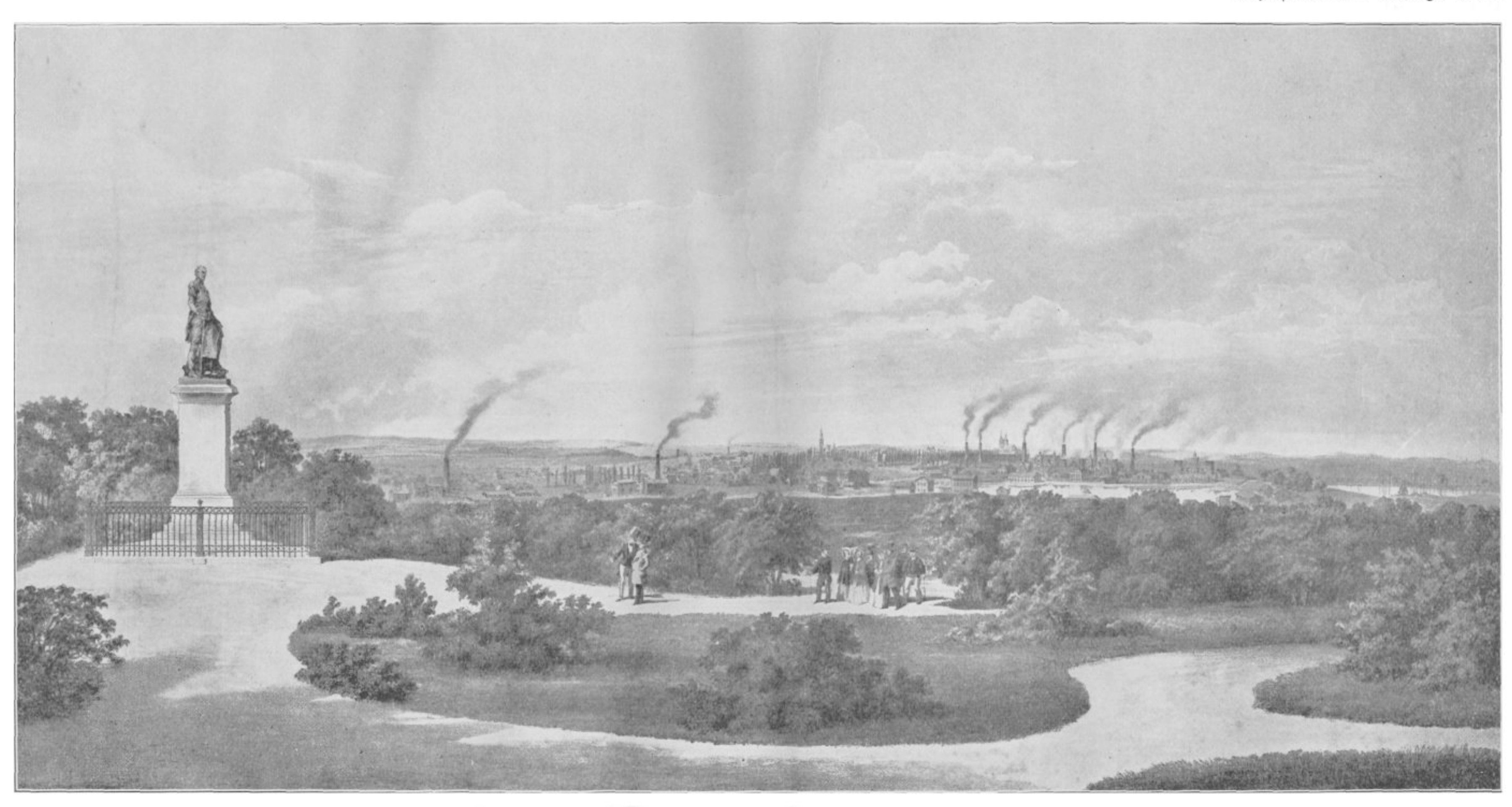
„Na, höre einmal, Elisabeth! Den Polacken würde ich die Kinder aber auch nicht lassen" brauste ich auf, „Du hast doch ein größeres Recht auf die Kinder, als diese weitläufige Verwandtschaft Jadwigas!"

„Wir haben es probiert. Elisabeth ist sogar nach Strelitzkowo gefahren, aber es hat nichts genützt."

„Hast Du denn Hardi geschrieben? Er muß doch Vernunft annehmen. Der künftige Herr von Illersdorf muß doch ein Deutscher bleiben?" rief ich ärgerlich.

„Sag lieber werden; denn der Junge ist schon der reine Pole geworden", erwiderte Elisabeth trübe.

(Fortsetzung folgt)



Königshütte mit dem Denkmale des Grafen Wilhelm von Reden
nach einer Lithographie von F. Koska



Die wirtschaftliche Hebung und Entwickelung Oberschlesiens durch die Industrie

Von J. Kania in Schlesiengrube

Schlesiens Geschick war jahrhundertelang ein Spielball in den Händen mächtiger Nachbarn. Als Ostmark des alten Europa gegen Halb-Asien an der Grenzlinie zwischen Ost- und Westeuropa gelegen, sowie als Grenzscheide zwischen Nord- und Süddeutschland, war Schlesien an all den Kämpfen und Reibungen, welche der Unterschied der Kulturstufen, Rassenhaß, politische Eifersüchtelei und religiöse Unduldsamkeit hervorriefen, beteiligt. Das wirkte störend auf seine innere soziale und politische Ausgestaltung, hindernd auf die Ausbildung einer eigenen starken, selbständigen Nationalität. Dr. Partsch sagt: „So hat Schlesien keine glanzvolle Geschichte selbständigen politischen Lebens, selbständiger Kulturschöpfungen aufzuweisen.“

Das Land wurde jahrhundertelang vom Schicksal hin- und hergeschleudert, bis ihm endlich im Jahre 1742 eine glückliche Angliederung an ein Gebiet gelang, zu dem es naturgemäß gehört. Und jetzt erst konnte es seine vorzüglichen Naturgaben, mit welchen es von des Schöpfers Hand in so selten reichem Maße bedacht worden, zu seiner besseren Ausgestaltung verwerten.

Und um diese Zeit nun war es, da auch Oberschlesien, das besonders tief in der Nacht der Unkultur steckte, das Morgenrot einer neuen Lebenssonne aufging.

Oberschlesien ist in geschichtlicher Beziehung eigentlich ein Neuland, der Kultur nicht viel eher erschlossen, als die Gefilde Amerikas.

Wie heute noch die stattlichen, oberschlesischen Forsten den Kern der oberschlesischen Lande ausmachen, so war in jener Zeit der Landstrich von der Klodnitz im Norden und der Przemsa und Weichsel im Osten bis zu den sanften Höhen von Orzesche, Sohrau, Rybnik und Rauden im Süden und Westen erst recht von dichtem Urwalde bedeckt. Die ersten Ansiedelungen entstanden entlang der Przemsa, später erst an der Weichsel und der Klodnitz, weil hier der sumpfige Boden für Ansiedelungen nicht sehr günstig erschien. Zur Zeit der Völkerwanderung aber wurde die Bevölkerung durch die von den Karpathen hergekommenen Chrobaten verdrängt, und der Landstrich wurde von diesen in Besitz genommen.

Diese halb wilden Ansiedler weisen eine sehr primitive Lebensweise auf. Ihre Wohnungen bestanden aus hölzernen, wenig fest zusammengefügten Baracken, die mit Reisig und Laub gedeckt waren. Der vom offenen Feuerherde qualmende Rauch nahm seinen Ausweg durch die offenen Licht- und Eingangsluken. Ihre hauptsächlichste Nahrung bestand aus Fischen, was daraus hervorgeht, daß sie sich vornehmlich an Bächen niederließen. Beeren, Pilze, wilder

Honig, auf der Jagd erbeutete Vögel oder ein erlegtes Stück Wild bildeten einige Abwechselung in ihrer Kost. Wohl trieben sie auch Ackerbau; doch waren ihre Kenntnisse darin sehr gering. Erst mit der Annahme des Christentums im zehnten Jahrhundert und durch die nähere Berührung mit dem europäischen Westen traten nach und nach andere Verhältnisse ein.

Man nennt Schlesien ein deutsches Kolonialland. Und dies mit Recht. Es ist einmal nicht abzuleugnen, daß die Ansiedelung und Kultivierung Schlesiens ein rein deutsches Werk ist. Besteht doch die deutsche Kolonisation hier schon Jahrhunderte lang! Sie hält auch noch heute an. Immer und immer strömen auch heute noch deutsche Zuzügler und Auswanderer aus West- und Süddeutschland nach Schlesien, wo sie sich als bewährte Pioniere auf den verschiedenen, neuerschlossenen Gebieten des Gewerbes und der Industrie auch weiter behaupten.

Oberschlesien als Land hatte sich keiner besonderen Wertschätzung zu erfreuen. Während Mittel- und Niederschlesien seit Ende des 16. Jahrhunderts bereits eine ansehnliche Textilindustrie aufzuweisen hatten, war davon in Oberschlesien nichts zu merken. Es blieb lange ein so armes Land, daß es kaum imstande war, seine Steuern aufzubringen. Zwar gelangte der Blei- und Silberbergbau in der Gegend von Beuthen und Tarnowitz schon im 13. Jahrhundert zu einer gewissen Blüte, erlag aber nach einem etwa 100jährigen Betriebe den großen Schwierigkeiten der Wasserhaltung.

Am Anfange des 16. Jahrhunderts erlebte er in der Nähe des heutigen Tarnowitz einen neuen Aufschwung und führte sogar zur Begründung dieser alten Bergstadt. Der dreißigjährige Krieg aber vernichtete, wie so manches andere, auch diesen Bergbau.

Kein Wunder, daß Friedrich der Große nach Beendigung der schlesischen Kriege auf die Gewinnung Oberschlesiens kein Gewicht legte, ja, ausdrücklich auf diesen Landesteil verzichtete, indem er an seinen Minister Podewils, der die Friedenspräliminarien aufstellte, schrieb, daß er von Oberschlesien nichts haben wolle. Wie bekannt, ist Oberschlesien nur durch einen Zufall an Preußen gelangt und im Berliner Frieden vom 28. Juli 1742 der bereits preußischen Provinz Schlesien hinzugefügt worden, wie wir aber heute sagen können — „zum Glück für das übrige Schlesien, für ganz Preußen, wie auch für Oberschlesien selbst."

Die ungeheuren Bodenschätze, deren Reichtum man freilich zu der Zeit wenig ahnte, machen nun Oberschlesien zu einem der wirtschaftlich wertvollsten Teile, nicht nur der engeren Heimat, sondern des ganzen deutschen Reiches. Und diesem glücklichen Umstande verdankt unsere Heimat vornehmlich ihre heutige, wirtschaftlich hohe Kulturstufe.

Die Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen bedeutete den größten Wendepunkt im Schicksal unseres Landes.

Der eingetretene Wechsel war insbesondere für den Bergbau von segensreichen Folgen. Unter österreichischer Herrschaft war der Bergbau in Verfall gekommen. Erst Friedrich der Große war es, der mit seinem gewohnten Scharfblick die richtige Bedeutung desselben erkannte und den Grund zu seiner heutigen Blüte und eminenten Bedeutung legte.

Die ersten Schritte, welche unter seiner Regierung zur Hebung und Förderung des Bergbaus in Schlesien geschahen, galten zunächst dem Bergbau in Niederschlesien. Gleich wichtig aber für Nieder-, wie für Oberschlesien war der Erlaß der schlesischen Bergordnung, welche unter der Bezeichnung „Revidierte Bergordnung für das souveräne Herzogtum Schlesien und für die Grafschaft Glatz" de dato Berlin, den 5. Juni 1769, durch Friedrich den Großen gegeben wurde. Durch diesen Erlaß wurde die unwirksame alte Bergordnung aufgehoben und ein einheitliches Gesetz geschaffen, das dem schlesischen Bergbau eine Zeit der Blüte und des Gedeihens eröffnete.

Seine Sorge und sein persönliches Interesse für das Montanwesen in Schlesien gab er durch ein Patent vom 25. November 1741 kund, in dem er jeden, „der etwas Vernünftiges und Ersprießliches in Bergwerkssachen vorzubringen hätte", aufforderte, „solches ungescheut sogar bei Sr. Majestät Allerhöchster Person zu tun." Und trotz der Kriegswirren entstanden unter seiner Fürsorge die Hochofen- und Frischfeueranlagen in Malapane und Kreuzburgerhütte. Der Krieg hinderte ihn auch nicht daran, „sich um alles selbst zu kümmern und über alles genaue Auskunft zu verlangen." So wünschte er unter dem 1. Dezember 1755 zu wissen (Königl. Staatsarchiv zu Breslau, A, P, VIII 3876), wie viele und was für Eisenhämmer und Hochöfen in den einzelnen oberschlesischen Kreisen seien. Am 12. Dezember gibt der Landrat von Skrbenski in Goldmannsdorf die verlangte Designation. Am 15. Januar 1756 verlangte der König schon wieder eine andere, zuverlässigere Designation. Nach dem Hubertusburger Frieden rief er ein besonderes Bergwerks- und Hüttendepartement ins Leben und ernannte 1777 den kursächsischen Berghauptmann Freiherrn von Heinitz, einen tüchtigen Fachmann, zum Chef desselben. Mit dem Staate trat denn auch alsbald die Privatindustrie in regsten Wettbewerb.

Die Namen Friedrichsgrube und Friedrichshütte halten das Andenken des um Ober-

schlesien so hochverdienten Königs fest, und gegenwärtig schickt sich Beuthen, die Metropole des oberschlesischen Industriebezirks, die erste und älteste Bergstadt Oberschlesiens, an, eingedenk der großen Verdienste dieses Königs um den Landesteil, ihm in einem kunstvoll ausgeführten Reiterstandbilde ein sichtbares Ehrenzeichen zu stiften.

Von allergrößter Bedeutung aber für den oberschlesischen Bergbau war die Berufung des Freiherrn von Reden zum Leiter des schlesischen Oberbergamtes im Jahre 1779. Friedrich der Große, der so oft durch seinen Scharfblick den rechten Mann zu treffen und an die rechte Stelle zu setzen wußte, hatte in Reden, den der Minister Freiherr von Heinitz zu seinem Gehilfen auserkoren und dem Könige als solchen vorgeschlagen hatte, den Mann erkannt, der geeignet erschien, die oberschlesische Montanindustrie zu neuem Leben zu erwecken. Er ernannte ihn zum Leiter des schlesischen Oberbergamtes, und Reden wurde der Schöpfer der oberschlesischen Großindustrie.

Erst 27 Jahre alt, übernahm Freiherr von Reden die sehr schwierige Aufgabe; aber er hat sie glänzend gelöst. Sie ist seine Lebensaufgabe geworden und hat seinen Namen mit der Geschichte des Berg- und Hüttenwesens aufs rühmlichste verknüpft.

Mit dem Bergwerks- und Hüttenbetriebe sah es bei seinem Amtsantritt in Oberschlesien noch recht traurig aus. Wohl hatte Reden hier billigen Grund und Boden über und ungeheure Mineralschätze unter der Erde gefunden und auch gutmütige und zur Arbeit anstellige Menschen, doch waren letztere völlig ungebildet und durch die jahrhundertlange Leibeigenschaft verkommen; ihre Sprache und ihre Sitten waren den Deutschen fremd. Es gab in diesem Lande keine Kunststraßen, in den elenden Dörfern fehlte es an Gasthäusern und Wohnungen für eine menschenwürdige Unterkunft, und die Städte, die sich nicht viel von den Dörfern unterschieden, lagen von diesen weit entfernt und waren schwer zu erreichen. Auch fehlte es dem Berghauptmanne an Plänen und Karten für seine Arbeiten. Fast alles war neu zu schaffen. Doch Graf Reden verzagte nicht.

Wurde irgendwo eine Grube, ein Hochofen oder eine Hüttenanlage projektiert, so ließ er zuerst Wohnungen für Beamte und deutsche Arbeiter bauen. Solche wurden aus verschiedenen Teilen Deutschlands, aus dem Mansfeldischen, vom Harz, aus dem sächsischen Erzgebirge und aus Nassau herangezogen. Einige von ihnen kehrten auch bald, weil es ihnen hier ganz und gar nicht gefiel, wieder in die Heimat zurück. Aus denen aber, die dageblieben waren, zog sich Reden einen tüchtigen Beamten- und Arbeiterstamm heran. Unermüdlich zog er von Ort zu Ort, gab überall Belehrungen, besichtigte alles und erteilte Lob und Tadel aufgrund eigener Beobachtungen. Insbesondere ließ er sich auch die Ausbildung junger Leute angelegen sein, denen er selbst Unterweisungen gab. Auch sah er oft ihre Arbeiten durch und überzeugte sich von ihrem Fleiße und ihren Fortschritten. So erstreckte sich Redens Fürsorge auf das Größte wie auf das Kleinste. Mit Beamten wie Arbeitern verkehrte er in leutseligster, freundlichster Weise, weshalb er bei allen Achtung und Liebe fand.

Seine Gemahlin, die ihn vielfach auf seinen Reisen begleitete, schreibt in einem hinterlassenen Briefe aus Kreuzburgerhütte von ihm: „Als Reden vor 22 Jahren in preußische Dienste trat, war die Gegend hier nichts als wüstes Sumpfland. Er entdeckte Minen und setzte alte von neuem in Betrieb, erbaute Hüttenwerke und Kolonien und bevölkerte sie mit ehrlichen Leuten; und jetzt atmet alles in einem Umkreise von 20 Meilen Glück und Wohlstand. Mein Mann wird wie ein Vater von allen geliebt; wenn er ankommt, umgeben sie ihn mit Tränen des Dankes und der Freude, und Reden dankt Gott, daß er Gutes tun konnte. Hier, wo jährlich kaum 100 Taler ausgegeben wurden, beträgt der Umsatz jetzt über 100 000 Taler, und das alles ist die Frucht von 22 schweren, arbeitsvollen Jahren, die Frucht eines schöpferischen und wohltätigen Geistes.“ So sind durch die Tatkraft eines deutschen Mannes, durch deutschen Geist und deutsches Kapital hier Einrichtungen geschaffen worden, welche der Mit- und Nachwelt zum unendlichen Segen gereichten.

Für die reichen Verdienste, insbesondere um die erste Entwicklung der oberschlesischen Montanindustrie, wurde Reden im Jahre 1786 von Friedrich Wilhelm II. in den Grafenstand erhoben.

Die Gruben- und Hüttenwerke und Knappschaften Schlesiens aber haben ihrem Schöpfer in den Parkanlagen des Redenberges — nach ihm benannt — bei Königshütte ein Denkmal gesetzt, das im Beisein des Königs Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1853 feierlich enthüllt wurde. (Beilage Nr. 2). Hier steht der bedeutendste deutsche Bergmann, aus Bronze gegossen, in Ueberlebensgröße auf einem marmornen Sockel, in der Berghauptmannsuniform. Den linken Fuß hat er auf eine Mulde mit Steinkohlen gestellt, die rechte Hand auf eine Keilhaue gestützt, auf dem linken Oberschenkel eine Grubenkarte ausgebreitet. Sein Blick ist nach seinen Schöpfungen, der Königsgrube und der Königshütte, gerichtet. Seine Erstlingswerke aber sind die Friedrichsgrube und die Friedrichshütte bei Tarnowitz. Hier hatte er seine große Aufgabe begonnen.

(Fortsetzung folgt)

Verzaubert

Die Sonne strahlt hernieder,
Kein Lüftchen kühlt die Glut.
Schön Lieschen labt die Glieder,
O Trug! in verzauberter Flut.
Ins Schifflein hat sie genommen
Der Nix geschwind, geschwind:
„In meinem Reich willkommen,
Du schönes Menschenkind!“
Das Schifflein will versinken,
Schön Lieschen, Du mußt ertrinken,
Wenn keins Dich retten mag!

„Mein lieber Vater wird kommen,
Mein Vater rettet mich!“
Der Vater hatt' 's vernommen
Und rief: „Ich rette Dich!“
„So laß Dein hohes Streben,
Die Freiheit und Dein Recht,
Dein schönes Kind soll leben,
Du aber sei ein Knecht!“
Das Schifflein will versinken,
Schön Lieschen, Du mußt ertrinken,
Wenn keins Dich retten mag!

„Mein Schwesterchen wird kommen,
Meine Schwester rettet mich!“
Die Schwester hatt's vernommen
Und rief: „Ich rette Dich!“
„So reiß aus Deinem Herzen
Das Bild des Liebsten Dein
Und laß bei Klosterkerzen
Zur Himmelsbraut Dich weih'n!“
Das Schifflein will versinken,
Schön Lieschen, Du mußt ertrinken,
Wenn keins Dich retten mag!

„Ob alle sich von mir wenden,
Lieb Mutter tut es nicht!“
Sie naht mit frommen Händen
Und bleichem Angesicht.
„Dein Kind soll Dir gehören
Hinieden allezeit,
Doch mußt Du jetzt verschwören
Die ewige Seligkeit!“ —
Das Schifflein will versinken,
Schön Lieschen, Du mußt ertrinken
Wenn keins Dich retten mag!

So soll und muß ich sterben!
„Laß ab; denn sicherlich
Wird tapfern Muts erwerben
Mein kühner Liebster mich!“
„Und willst Du gern entsagen
Dem Schwert, dem Speer, dem Roß?
Willst nie Du wieder jagen
Mit Falken und Geschoß?“
Das Schifflein will versinken,
Schön Lieschen, Du mußt ertrinken,
Wenn keins Dich retten mag!

„O laß mich nicht versinken,
Noch ist es nicht zu spät!
Siehst Du den Knaben winken?
Ich hab ihn einst verschmäht!“
„Frag, ob er ohne Klagen
Dem Glück entsagen kann?“
Er ruft: „Ich will entsagen!“
Da bricht der grause Bann:
Das Schifflein stößt zu Lande,
Schön Lieschen im Brautgewande,
Die Treue rettet Dich.

Paul Barsch



Abb. 1. Gedenkstein für General von Winterfeld

Abseits vom Wege

Ein Ausflug nach Schönberg und Bad Heilbrunn

Von E. von François in Görlitz

Görlitz wird noch heute mit Vorliebe als Ruhesitz gewählt, seiner Naturanlagen, sowie seiner schönen Umgegend wegen. Wer nicht die Eisenbahnkosten scheut, dem stehen die schönsten Punkte zur Verfügung. Doch auch die näher gelegenen Spaziergänge bieten viel Lohnendes. Freilich, schlimm ist es mit dem bestellt, den die Füße nicht allzu weit tragen, besonders dahin, wo dem Dampfroß noch keine Wege geebnet sind, mit einem Wort, nach einem Städtchen weit abseits vom Wege wie Schönberg. Für den unermüdlichen Wanderer ist es freilich ja auch zu erreichen, nur dauert es einwenig länger. Drum wer es zur Verfügung hat, besteige flink mit mir das Stahlroß ohne Dampf, die Morgensonne lockt hinaus, und fort geht es über die neue Neißebrücke im flotten Radeltempo durch den kleinen Vorort Moys, dann links ab beim Jäkelsberg vorbei. Hier heißt es aber einen Augenblick anhalten; denn ein großmächtiger, viereckiger Stein kündet an, daß hier einer der Helden aus dem siebenjährigen Kriege, General von Winterfeld, ein Liebling Friedrichs des Großen, in einem Gefecht am 7. September 1757 tödlich getroffen niedersank. (Abb. 1.) Zwar will man neuerdings herausgefunden haben, daß seine Todesstelle zehn Schritt weiter lag, und eine kleine Säule aus Granit soll die Richtigkeit dieser Behauptung feststellen. Mag dem sein, wie ihm wolle! Der alte, viereckige Stein auf historischem Boden ist es doch wert, daß man ihm eine Ruhepause opfert.

Doch noch liegt der ganze Weg vor uns, drum weiter mit lustigem Radlerheil durch Niederschönbrunn und Nicolausdorf, vorbei an Birkenalleen, in frischem Grün prangend, bergab, bergauf, wie es eine solche Tour mit sich bringt. Noch eine letzte Anhöhe muß erklommen werden, und vor uns liegt Schönberg.

Wahrlich, es führt seinen Namen mit Recht! Wie schön lehnt es sich an den Berg an! Seinen Ursprung verdankt es wohl einer um das Jahr 1000 erbauten Ritterburg, Sconinbere (althochdeutsch) genannt, gelegen auf der im Osten der Stadt sich erhebenden, noch heute als „Burgberg“ bekannten Anhöhe. Vermutlich hat sie König Heinrich II dem Bischofe von Meißen geschenkt. Geschichtlich steht fest, daß diese Burg um 1200 als Ritterburg Herrschaft und Schutz über die sich allmählich zur Stadt Schönberg entwickelnde Ansiedlung ausgeübt hat. Um das Jahr 1268 ist Schönberg nach amtlichen Urkunden zum ersten Male als „Stadt“ bezeichnet. Um diese Zeit ist die wohl aus Holz erbaute Burg Schönberg verschwunden, ob durch Gewalt mächtiger Feinde



Abb. 2 Blick durch das Kirchhofsportal in Schönberg

oder aus anderen Ursachen läßt sich nicht feststellen; jedenfalls ist heute nichts mehr von ihr zu sehen. Nach dem Verfall siedelten sich die Grundherren im jetzigen Gutsbezirk „Schloß Schönberg" an, der sich seit 1869 in den Händen des Rittmeisters Artur von Zastrow befindet. Vom Berge herab zur Linken auf halber Höhe liegt der Friedhof. Fürwahr eine idyllische letzte Ruhestätte! Weiter nach unten gelegen, winken die Türme der Stadt uns entgegen; im Hintergrunde wird das Panorama von den Jauerniger Bergen und der Landskrone abgeschlossen. Zur Linken sieht man an klaren Tagen das Lausitzer- und Isergebirge liegen. Ein fester Tritt auf die Pedale, und schon saust das Rad in raschem Tempo von steiler Höhe herab in die holprigen Straßen des Städtchens hinein, seine Eile notgedrungen mäßigend. Bald geht es links ab in eine der kleinen Seitengassen, deren alte, holzverzierte Häuser noch aus dem einstigen Schönberg stammen. Wir gelangen jetzt

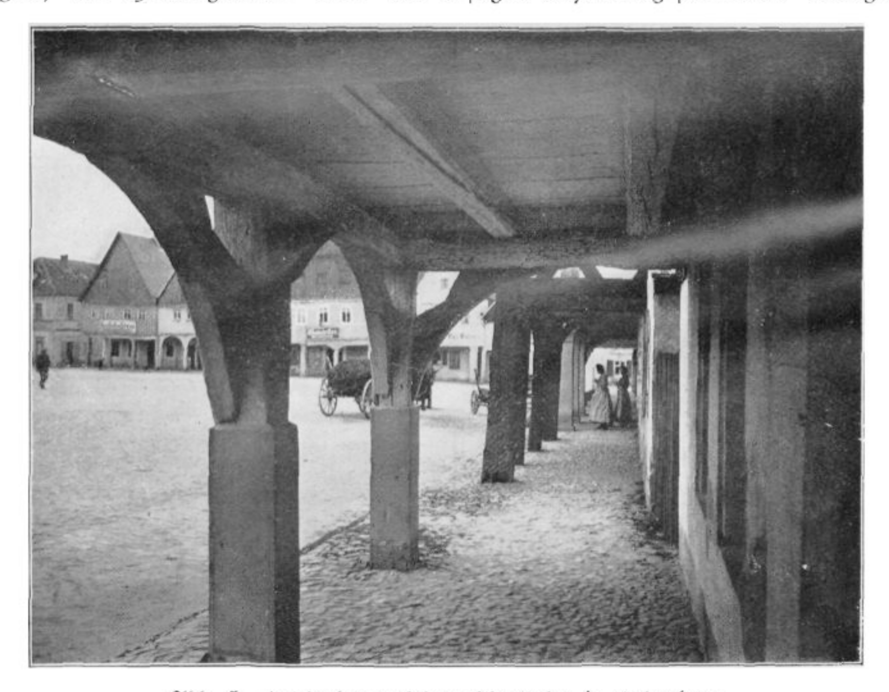


Abb. 3 Holzlauben auf dem Marktplatz in Schönberg



Abb. 4 Gasthaus „Scharfe Ecke“ in Schönberg

auf den Kirchplatz, den früheren alten Friedhof. Die Kirche, einst im gotischen Stile inmitten dieses Platzes errichtet, hat im Jahre 1688 einem auf den Grundmauern der alten Kirche sich erhebenden Neubau Platz gemacht, da ihre Vorgängerin am 24. April 1688 ein Raub der Flammen ward. Durch ein überwölbtes Thor sehen wir den Marktplatz vor uns liegen (Abb. 2). Wieviel Schönes bietet sich da dem Auge, das an altertümlichen Bauten Freude findet! Wenngleich auch die eine Seite 1767, die andere 1814 durch einen Brand vernichtet wurde, so sind doch auf den anderen beiden Seiten noch eine Anzahl Häuser in ihrem ursprünglichen Zustand verblieben. Wie einladend liegt der Ratskeller vor uns! Der spitze Giebel von dunklem Holz ragt zum Himmel empor, anscheinend voll Stolz, daß ihn damals die mörderischen Flammen verschont haben. Betreten wir den Eingang durch die vordere Säulenhalle, so wölbt sich über uns von Bogen zu Bogen die Decke. Links das



Abb. 5 Bad Heilbrunn

große Gastzimmer macht trotz seiner rauchgeschwärzten Mauern einen traulichen Eindruck. Das breite, alte Fenster gewährt einen freien Ausblick auf den Markt, in dessen Mitte sich das 1895 eingeweihte Zweikaiserdenkmal erhebt. Wieder außen angelangt, betreten wir die sich an der Längsseite erstreckenden Holzlauben. (Abb. 3.) Fest und sicher lehnen sich die Häuser mit spitzem Giebel an ihren hölzernen Vorsprung, dessen Abschluß die „Scharfe Ecke“, das älteste Gasthaus, bildet; (Abb. 4). Es fällt uns durch seine mit Holzbalken verzierte Außenseite ins Auge; auch das Innere trägt noch den Stempel einer vergangenen Zeit an sich. An dieser Stelle beenden wir die Besichtigung des weltfernen Städtchens.

Auf holprigem Pflaster gleiten wir langsam durch die jetzt minder schönen Gassen dahin, schließlich ein flotteres Tempo anschlagend, bis der Weg westlich in eine Allee einbiegt, die zu dem seinerzeit vielgenannten heilkräftigen Brunnen führt, 1643 durch Kuhhirten entdeckt, zu dem Tausende strömten, um das berühmte „Schönberger Wasser“ zu holen, das Heilung für Gicht, Hautkrankheiten und Magenkrämpfe verhieß. Ein im ländlichen Villenstil erbautes Häuschen trägt die Inschrift: „Bad Heilbrunn“ (Abb. 5). Links daneben sehen wir eine achteckige, bedachte, offene Halle, den sogenannten Stephaniebrunnen. In seiner näheren Umgebung, in den das Haus umgebenden Anlagen verteilt, entdecken wir mehrere eingefaßte Quellen. Es lohnt sich, diesem kleinen, weltabgeschiedenen Badeörtchen etwas Aufmerksamkeit zuzuwenden, da es wahrscheinlich ist, daß demselben noch eine segensreiche Zukunft erblüht. Gerade die Umstände, die sonst der Kulturentwickelung von Schönberg ungünstig sind, eine gewisse Abgelegenheit von Bahn und Großindustrie, würden für ein in möglichster Einfachheit und Billigkeit einzurichtendes Bad ganz besonders vorteilhaft sein, umsomehr, da wiederholte Untersuchungen von Fachgelehrten bis in die neueste Zeit die hohe Heilkraft der alten Quelle unanfechtbar festgestellt haben. Nach Entdeckung derselben, 1643, hatte sich ein reger Zulauf nach dem Heilbrunnen seiner günstigen Erfolge wegen entwickelt, der aber nachließ, als die Gutsherrschaft eine Sparbüchse aufstellen ließ, um Nutzen aus ihr zu ziehen. Im Jahre 1715 bediente man sich dann wieder, angeregt durch wunderbare Heilerfolge, des stark mineralischen Wassers; doch auch jetzt trat wieder ein Stillstand ein. Der Quell, inzwischen zu einem wilden Wasser geworden, wurde erst 1838 wieder der Vergangenheit entrissen. Vom Dominium wurde ein Häuschen errichtet, Wärter wurden angestellt, und Tausende strömten aus allen Gegenden herzu; auch wurde Wasser nach Hirschberg, Breslau und anderen Orten verkauft. Wenngleich auch der 1838 begonnene ungeheure Zudrang sich wieder etwas legte, so suchen doch alljährlich bis heute selbst schwer und andauernd von Leiden, namentlich rheumatischer und nervöser Art, heimgesuchte Kranke mit bestem Erfolge hier Heilung. Seit 1906/07 restauriert, bietet Heilbrunn mit seinen hübschen Gartenanlagen einen idyllischen Ruheort, dessen Anziehungskraft noch durch den bereits projektierten Bau eines größeren Logierhauses erhöht werden soll. Professor Schmidt aus Gießen erklärte 1909 den Stephaniebrunnen für stark radiumhaltig, und sowohl in den Gelehrten- wie Laienkreisen wird heute viel von der wunderbaren Heilkraft des Radiums gehalten. Demnach wäre es vom Standpunkt der Menschlichkeit wie Kultur unverantwortlich, den vorhandenen Segen unverwendet zu lassen. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, die Heilung suchende Menschheit auf Bad Heilbrunn bei dem lieblich gelegenen Schönberg aufmerksam zu machen, da es sich, abgesehen von seiner idyllischen Lage und seiner vielversprechenden Heilkraft, auch durch eine bei den teuren Zeiten nicht zu unterschätzende Billigkeit auszeichnet.

Wir sind ans Ende unseres heutigen kleinen Ausfluges im lieben Schlesierlande gelangt. Die Seidenberger Chaussee führt uns in gerader Linie im schnellen Lauf wieder dem Ausgangspunkte zu. Schon winken die Türme der alten Peterskirche in Görlitz, und mit einem fröhlichen „All Heil“ biegen wir in die ersten Straßen ein, angeregt von all dem Schönen, das uns heute „abseits vom Wege“ geboten wurde.





Glasfenster in der Villa Georg Schneider in Krietern bei Breslau, nach Kartons von Max Friese, ausgeführt von der Glasmalerei Adolph Seiler in Breslau

Ein Scherz

Von Rudolf Clemens in Kattowitz

Der Knabe ging langsam über die große gepflasterte Rampe bis zu dem Sägebock, auf dem er zu sitzen pflegte. Sein Auge streifte über das Gewirr von Schienen, das sich in kunstreichen Verschlingungen vor ihm nach allen Seiten ausbreitete. Als er versuchte, ein Gleis bis zum Güterschuppen zu verfolgen, wurden seine Augen müde und blieben an den schönen Wagen hängen, die von einer unsichtbaren Kraft fortgezogen wurden. Weit oben stieg der weiße Dampf der Rangiermaschine auf.

Drüben begannen die Straßen wieder. Die weißen Töpfchen des Telegraphenturmes auf der Post leuchteten in der Sonne, und Günther horchte auf das Surren der Drähte, die in breitem Gespann über seinen Kopf hinwegliefen, um sich hinten über einem Dache zu verlieren. Als vom Güterbahnhof eine Tendermaschine mit kurzen kindlichen Pfiffen herantrabte, wandte er ihr nur einen flüchtigen Blick zu: ihn interessierten bloß die langen Lokomotiven mit den hohen Rädern und dem kurzen Schornstein, die sein Vater fuhr. Wenn er groß sein würde, wollte er auch bloß mit den langen fahren, die in drei Stunden in Breslau sein konnten. Rechts von der Kohlenrampe her erscholl das eintönige Zählen der Kohlenlader. Jetzt stand der Alte mit dem Bittmann an der Kante, der Korb wurde umgestülpt. „Siebenundvierzig.“ Der Kochlik und der Warzecha warteten schon; Staub flog auf: „Achtundvierzig“. Das dritte Paar wankte heran, während der Alte mit seinem Genossen wieder seinen Korb füllte: „Neunundvierzig.“ Von der Maschine rief jemand, unsichtbar: „Noch einen!“ und der erste Korb wurde wieder herangeschleppt, Bittmann hielt ihn beim Umstürzen, und der Alte zählte: „Fufzig.“ Die Stimme von der Maschine rief: „Genug!“

Langsam kamen andere über die kleine Brücke heran, vorn der Grzibek, ein schwarzhaariger Pole mit einem runden Hute. Der Alte stand noch allein auf der Rampe und sprach etwas mit dem Führer, das man nicht verstehen konnte. Günther wurde unruhig, als er den Polen an der Kohlenladerbude vorbeigehen und auf sich zukommen sah. Er konnte ihn nicht recht leiden, weil er etwas entzündete Augen hatte. Der Schwarze stellte sich breit vor ihn hin und setzte ein grausames Lächeln auf:

„Na, auf wen wartest du denn?“

„Auf meinen Vater.“

„Der ist ja tot!“

Der Knabe sprang vom Sägebock herunter und riß die Augen auf, um im nächsten Augenblick ungläubig den Kopf zu schütteln:

„Ach, das ist ja nicht wahr!“

„Wenn ich das sage, wird's schon wahr sein“, entgegnete der andere, der die Arme in die Seiten gestemmt hatte, und amüsierte sich über Günthers Entsetzen.

Der Knabe packte ihn am Arm: „Sagen Sie doch, ob das wahr ist, daß mein Vater tot ist!“

Der Pole drehte sich lachend um und sagte im Gehen: „Ich hab's dir doch schon gesagt!“

Günther lief ihm nach: „Ist es wirklich wahr?“

Grzibek wandte sich halb um und sagte mit erheuchelter Verachtung: „Nu, tu doch nicht so! Ist doch nichts weiter bei. Das kommt alle Tage vor!“

Der erschreckte Knabe blieb hastig atmend stehen und griff mit der rechten Hand verloren nach den Stäben des Zaunes. Ein Sonnenregen hatte begonnen. Der Knabe senkte unwillkürlich den Kopf, und während die schweren Tropfen auf seinen Nacken fielen, flüsterte er vernehmlich: „Es ist ja nicht möglich! Es ist ja nicht möglich!“ und nach jeder Wiederholung schüttelte er den Kopf, daß die langen Bänder seiner Matrosenmütze einander jagten.

Der Alte kam über die Brücke, ohne seinen müden Schritt zu beschleunigen. Er lächelte ein wenig, als er den Knaben am Zaun erblickte; denn er liebte den Sohn seines Feindes. Als Günther den Kopf hob und diesem Blick begegnete, tastete er sich einen Schritt vorwärts, als wollte er zu dem Alten herangehen, der in diesem Augenblick gar nicht böse aussah. Den alten Hut hatte er tief ins Gesicht gezogen, und kleine Wolken stiegen aus der Pfeife, die unbeweglich in dem Munde hing, über dem sich der weiße Schnurrbart gutmütig bis zu den Winkeln hinabzog. Blitzschnell erinnerte sich aber Günther, daß er mit ihm nicht sprechen dürfe.

Der Alte rief: „Komm doch rein! Du wirst ja ganz naß!“

Der Knabe schüttelte langsam den Kopf. Als der Alte auf ihn zukam, starrte er ihm mit großen Augen entgegen. Ganz freundlich klang es: „Aber Junge, sei doch nicht so dumm!“ und er fühlte sich an der Hand ergriffen und fortgezogen. Nach ein paar schnellen Atemzügen wagte er bang zu fragen:

„Ist mein Vater wirklich tot?“

Der Alte riß die Pfeife aus dem Munde und gab sich einen Ruck:

„Wer hat das gesagt?“

„Der Grzibek.“

„Der Grzibek? Komm, das wollen wir ihm anstreichen.“

Günther ließ sich von dem Alten an der Hand führen, der mit großen zornigen Schritten nach der Hütte ging. Dort hatten sich die andern schon eingerichtet: Kochlik spielte mit Warzecha und Nawrath Karten, während Bittmann in einer Ecke rauchend saß und Grzibek in den Sonnenregen hinaussah. An der Schwelle blieb der Alte hochaufgerichtet stehen:

„Stachu!“

Der Pole drehte sich langsam um.

„Warum hast du dem Jungen gesagt, sein Vater ist tot?“

Grzibek versuchte zu grinsen, aber er hielt den Blick des Oheims nicht aus und zuckte die Achseln. Der Alte ging langsam auf ihn zu und versuchte, ihm in die Augen zu sehen. Als der andere seinen Blick vermied, gab er ihm eine Ohrfeige und sagte zwischen den Zähnen: „Du Lump!“

Der Knabe stand in der Türe und zitterte bei der Wut des Alten. Die Kartenspieler lachten, Bittmann war aufgestanden und blickte feindlich nach dem Oheim hinüber, den er haßte, weil er noch immer nicht abgehen und ihm Platz machen wollte.

Dieser drehte sich zu Günther um. „Komm, setz dich dort auf die Bank! Da ist es warm.“

Der Knabe drückte sich scheu an dem Polen vorüber und setzte sich an das Ende der Bank. Furchtsam begann er sich in dem schwarzen Raume umzusehen. Ueber dem Kopfe des einen Kartenspielers hing ein hölzernes Kruzifix unter einer ärmlichen zeigerlosen Uhr, deren Zifferblatt in der Abendsonne blutig leuchtete. Der Regen prallte an das Fenster, und in der Bude begann der Tabaksrauch immer schärfer zu brennen, seit der Alte die Türe geschlossen hatte, um sich an sie anzulehnen. Die Spieler, gewöhnt an Streitigkeiten der beiden Verwandten, hatten sich wieder ihrer Beschäftigung zugewandt und klatschten die Karten auf den Tisch. Bittmann stellte sich neben Kochlik und sah ihm hinein, ohne aber dreinzureden. Der Pole, der während der ganzen Zeit kein Wort gesprochen hatte aus Trotz und Schuldbewußtsein, ließ sich schwer an dem andern Ende der Bank nieder, nachdem er Günther einen tückischen Blick zugeworfen hatte. Dieser empfand körperliche Angst vor diesen Leuten. Er hatte die Beine hochgezogen und starrte auf das blutigrote Zifferblatt der ärmlichen Uhr. Bisweilen flog ein polnisches Wort vom Spieltische zu ihm; sonst war alles still. Minuten vergingen.

Wie Günther so zusammengekauert saß und in das Licht starrte, bildete er sich ein, sein Vater sei tot. Er nahm eine ganz ernste Miene an, damit man ihm ansähe, daß er jetzt eine „Waise“ war. Dieses Wort schien ihm der Inbegriff des Schmerzes zu sein. Seine Mutter würde ihr schwarzes Kleid hervorsuchen, und Frieda würde in Schwarz gehen, und Heinrich könnte dann seinen Kommunionanzug tragen, den er jetzt nie anziehen durfte. Und dann würden wieder wie damals, als Tante Lieschen starb, die neugierigen Leute heraufkommen, die er nicht leiden konnte, die dicke Frau Fiedler und die Fleischersfrau, die Eisenbahner und der Hauswirt mit seiner kleinen Frau, und würden sich um den Sarg herumstellen. Die Kerzen würden brennen und die Totenblumen schwer duften, und am Kopfende würde wieder genau so ein Kruzifix stehen, wie hier eines hing. Aber er wagte nicht, sich seinen Vater im Sarge vorzustellen, und atmete voller Angst, als diese Vorstellung ihm doch deutlich werden wollte. Er riß den Blick von dem blutroten Zifferblatt und sah bange zu dem Alten hinüber.

Der stand, die Arme auf dem Rücken, still an die Tür gelehnt, und guckte von fern den Spielern zu. Er sah jetzt wieder ganz friedlich aus. Warum mochte ihn der Vater seinen „Todfeind“ nennen, ein Wort, bei dem er sich immer an ein Bild erinnerte, wo zwei Menschen mit Messern aufeinander losgingen, und unter dem stand: Die Todfeinde? Er dachte ein paar Augenblicke über den möglichen Grund nach, aber er kam nur zu dem Ergebnis, daß es irgendwie wegen seiner Mutter sein mußte, nach einigen Andeutungen des Vaters. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß er hier nicht sein sollte und mit dem Alten nicht sprechen durfte, und er wunderte sich, wie er hergekommen sei. Er wurde unruhig und suchte nach einem Vorwande, um hinauszukommen; denn der Alte würde ihn sicher anhalten.

Herankommende Schritte ließen ihn zusammenfahren: das war der Vater. Er drückte sich noch mehr in die Ecke und legte den Kopf auf die Knie. Der Alte ging ein wenig zur Seite, und der Führer, der vorhin Kohle geladen hatte, kam quittieren. Die Leute wandten sich der Reihe nach um, der Alte stellte sich neben ihn und sah ihm beim Einschreiben zu.

„Na, für heute sind Sie fertig?“ fragte er als der Führer sich wieder zur Tür wandte!

„Bis morgen früh um fünf, Gott sei dank! Haben Sie übrigens schon gehört, was heute passiert ist?“ fragte der Führer auf der Schwelle.

„Nein, was denn?“ Damit gingen sie hinaus, und die Tür fiel zu.

Als der Knabe den Blick des Polen auf sich ruhen fühlte, legte er den Kopf wieder auf die Knie und starrte auf die Diele; die Arme hatte er um die hochgezogenen Beine geschlungen und die Hände gefaltet. Er wußte urplötzlich, daß der Führer da draußen von seinem Vater sprach, und die Angst jagte seine Gedanken durcheinander. Als er den Kopf hob, sah er das Kruzifix von rötlichgelbem Lichte übergossen und betete, wie er alle Abende tat: „Lieber Gott, laß den Vater leben! Laß ihn doch leben, lieber Gott! Ich will auch ein ganz guter Mensch werden, bloß laß ihn leben! Wirst du mich erhören, lieber Gott?“ Ueber das Kreuz floß ein breites Licht, und Günther wußte ganz fest, daß Gott ihn erhören würde unter der Bedingung, daß er niemand nach dem Vater fragte.

Dann begann er vernünftig zu denken und kam zu dem Ergebnis, daß Grzibek sich bloß einen Scherz mit ihm gemacht habe, seinem Vater nichts passiert sei und der Führer draußen etwas ganz anderes erzähle.

Aber der Blick, den er auf die sich öffnende Türe richtete, war doch voller Angst. Der Alte kam herein mit einem erschrockenen Gesicht und warf einen langen Blick auf den Knaben. Der Pole sah ihm neugierig entgegen, war aber zu trotzig, um zu fragen. Der Alte vermied es, Günthers bittenden Augen zu begegnen, und ging unruhig zum Fenster; bald kam er zurück und setzte sich neben den Neffen.

„Stachu!“

Der Pole sah ihn böse an.

„Wer hat dir das gesagt?“

„Zo?“

Der Alte erwiderte ihm polnisch. Der Knabe folgte seinen Bewegungen mit gieriger Aufmerksamkeit. Als er einmal mit dem Kopfe nach ihm zu deuten schien, glaubte er alles zu wissen. Aber er wurde wieder unsicher und beugte sich vor, um die Gebärden des Polen besser zu sehen, der kurz und feindlich antwortete. Der Alte hob erstaunt den Arm in die Höhe und bedeutete ihm, leiser zu sprechen. Dann nahm er selbst das Wort, ganz leise, um nicht die andern heranzuziehen, die schon aufhorchten. Der Pole riß entsetzt die Augen auf und schien mehr zu fragen. Der Alte zuckte die Achseln und schwieg.

Günther zitterte, aber er versuchte, sich um jeden Preis zu beruhigen, indem er fortwährend sich wiederholte: „Gott wird mich erhören! Er ist ja so gut, der liebe Gott!“ So verging eine Minute in Kampf und Selbstbetäubung. Dann wandte sich der Alte halb zu Günther und fragte leise und gezwungen:

„Nu, Junge, wie gefällt's dir hier?“

Günther wiederholte sich sein Gelübde, niemand nach dem Vater zu fragen, und sagte die eingelernten Worte: „Ach, ich danke!“

Der Alte ließ eine Anzahl langer Sekunden vergehen, ehe er eine neue Frage fand:

„Wohin ist dein Vater heute gefahren?“

„Nach Kreuzburg“.

„Und wann wollte er wieder kommen?“

„Um sechs“, antwortete er mechanisch. Dann erschrak er, als er sich erinnerte, daß es vorhin von den Fabriken getutet hatte, und versuchte zu glauben, daß es auch um halb sechs tute; sonst wäre es ja schon zu spät.

Der Alte mühte sich nach einer neuen Frage:

„Ist das wahr, daß du hier nicht herkommen sollst?“

Der Knabe nickte.

„Warum nicht?“

„Ich weiß nicht“.

Der Alte nahm allen Mut zusammen:

„Junge, ich werd' dir was sagen.“

Günther bekam einen Stich ins Herz, blieb aber stumm, den angstvollen Blick auf den Alten gerichtet, der schwerfällig etwas näher rückte.

Die drei Spieler hatten eine Partie beendet und konnten sich nicht einigen. Kochlik stand auf und gestikulierte lebhaft gegen die andern beiden. Bittmann stand mit den Händen in den Taschen da, den Kopf an die Wand gelehnt, und amüsierte sich, je lebhafter der Streit wurde. Der Alte blickte verächtlich auf die Gruppe, dann begann er etwas leise und stockend, mit sichtlicher Anstrengung.

„Junge, hör mal, geh nicht zur Bahn! Das ist ein schlechtes Brot. Alle Weile passiert da was, und du bist zu schade dazu, dir die Knochen zu brechen. Nee, Junge, das ist nichts für dich. Geh nicht zur Bahn, Junge!“

Günthers Spannung wurde qualvoll.

„Siehst du, wie ich so alt war wie du, mußt ich meinem Alten schon immer helfen. Er war nämlich gelernter Glaser, und da mußt er immer die Scheiben einsetzen, weißt du, vorn am Führerstand — wie oft geht da eine entzwei — und dann an den Laternen.“

Günther nickte ein paarmal auf seinen fragenden Blick.

„Siehst du, und einmal, da sollt' er wieder eine Laternenscheibe einsetzen. Der Zug sollte bald abfahren, und der Zimmer, der damalige Heizer — heute ist er auch schon tot — hat's erst im letzten Augenblicke gemerkt. Ich seh' meinen Alten noch heute vor mir, wie er dasteht und

ich halte ihm den Kasten, in dem er seine Scheiben hatte, weiße, rote und grüne, und er paßt eine ein. Auf einmal hör' ich, wie eine Maschine kommt. Ich dreh mich um und sag ihm: „Du, Vater, hier kommt eine Maschine auf dem Gleis." Der Zug sollte nämlich Vorlage kriegen. Mein Alter brummt bloß: „Ach, sie wird schon warten." Wie sie aber näher kommt, pack ich ihn am Arm und will ihn wegziehen. Da hättest du aber sehen sollen, wie er wütend wurde: er gab mir eine Backpfeife, daß ich vor Schreck den Kasten fallen lasse, so daß die Scheiben herausfielen. In dem Augenblick pfeift's auch schon, und ich gehe zurück. Er will auch schnell aus dem Gleis raus, fällt aber über den Kasten, und das letzte Rad erwischt ihn auch schon und fährt ihm die Beine ab. Die Haare stehen mir heut noch zu Berge, wenn ich daran denke. Die Mutter hat mir das ja nie vergessen können, daß ich den Kasten hingeworfen hab, und hat immer gesagt, ich bin sein Mörder. Nu, etwas Wahres ist ja dran; aber seit der Zeit kann ich so wütend werden, wenn einer mit so was spaßen will. Das ist Gotteslästerung!"

Günther atmet hastig mit offenem Munde und starrt den Alten an, der sich langsam zu ihm wendet und die Hand auf seinen Kopf legt. Schon zehnmal hat er die brennende Frage zurückgehalten, jetzt wagt er sein Gelübde zu brechen und wundert sich selbst über den Klang seiner Worte:

„Und mein Vater?"

Der Stationsassistent reißt die Tür auf und ruft in militärischem Tone:

„Kommen doch mal ein paar her, tragen zu helfen!"

Günther will aufspringen, aber der Alte hält ihn mit sanfter Gewalt. Die Kohlenlader sehen den Beamten erstaunt an, dann laufen sie alle hinaus; zuletzt kommt der Alte, der den forteilenden Knaben an der Hand hält:

„Du kommst schon noch zurecht, mein Junge!"

Draußen stellen sich die Kohlenlader um eine Tragbahre herum. Ein kurzer Befehl nötigt sie, die andern Träger abzulösen. Es wird nicht viel gefragt, da die Gesichter der Beamten abweisend und voll Machtbewußtsein sind.

Der Pole hat das bedeckende Tuch aufzuheben gewagt und ist sehr blaß zurückgetreten. Ein Beamter ruft ihm zu:

„Es kann mal einer vorauslaufen und zu Hause etwas vorbereiten!"

Dann setzt sich der Zug wieder in Bewegung.

Günther hat sich mit beiden Händen am Handgelenk des Alten festgeklammert, und in einem Augenblick klar gesehen. Seine Gedanken verwirren sich allmählich; ein Messingknopf an einer Uniform leuchtet. Dann legt er den Kopf an den Arm des Alten und weint. Der Zug geht vorüber, ein Beamter ruft laut:

„Führen Sie doch das Kind fort!"

Der Alte schüttelt leise den Kopf und folgt in einiger Entfernung dem Zuge. Der Knabe hat ein Taschentuch hervorgezogen und läßt sich weinend führen. Bisweilen hebt er den Kopf und sieht mit Verachtung auf die Neugierigen, die auf dem Wege zu seinem Hause stehen bleiben.

Herbstabendsegen

Der Herbst webt Muster, farbentrunken,
Verschwendrisch in die Bäume all;
In purpurrotem, tiefem Prunken
Senkt sich hinab der Sonnenball.

Er schwand; auf ros'gen Lichtes Wellen
Schickt er noch einen Gruß herauf;
Und sieh, schon aus den Wiesen quellen
Des Nebels weiße Wolken auf,

Wie Opferdüfte, für das Prangen
Des Tags vom Erdball dargebracht:
„Hielt solche Schönheit mich umfangen,
Dann nahe immer, komme, Nacht!"

Still, märchenschön, in Duft und Wonne
Durchschreitet sie der Dämmrung Tor,
Und leise, eine zweite Sonne,
Schwebt glühendrot der Mond empor.

Tiefgelb sich färbend, aus dem Grunde
Steigt er hinauf am dunklen Dom
Und spendet Licht dem Erdenrunde:
Wie wogend Gold glänzt auf der Strom.

Nun leuchtend, hoch am Himmelsbogen
Steht er, verblaßt zu lichtem Grün,
Läßt seines Zauberlichtes Wogen
Weithin in alle Fernen ziehn.

Der erste Stern ist aufgegangen,
Und tausend folgen allsogleich —
Wie bist du schön in deinem Prangen,
O Welt! Mein Herz, wie bist du reich!

Marie Oberdieck



Kinderbildnis von Karl von Rahden
(Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau)



Das Königliche Schloß in Posen

Von Dr. Haupt in Posen

Mit der am 20. August vollzogenen Einweihung des Königlichen Schlosses in Posen hat die Entwicklung der Stadt eine wichtige Etappe erreicht. Bei der Umwandlung der alten Festungswälle in eine Ringstraße mit breiten Promenaden und erstklassigem Bauland blieb das Gelände zwischen Ritter- und Königstor in unvergleichlich repräsentativer Lage an der wichtigsten Verkehrsstelle der Stadt für einen Komplex öffentlicher Monumentalbauten reserviert. Das Königliche Schloß, die Generallandschaft, die Oberpostdirektion, das Riesengebäude der Ansiedlungskommission, die Königliche Akademie und das Stadttheater sollten hier neu entstehen, mit Ausnahme des Stadttheaters sämtlich als Werke desselben Bauherrn und auf einem Terrain von gewaltigen Dimensionen, dessen erste Herrichtung, Anlage und Verteilung wieder in den Händen desselben Bauherrn lag. Wahrlich, eine Aufgabe, wie sie großartiger und unter gleich günstigen Bedingungen dem deutschen Städtebau seit Jahrzehnten kaum gestellt ist. Die Entwicklung Straßburgs in den ersten Jahren nach dem französischen Krieg mag die nächste Parallele zu diesem großzügigen Versuch bieten, durch die Werke monumentaler Kunst an der Grenze des Reichs nationalen Ideen einen imposanten Ausdruck zu geben.

Es ist begreiflich, daß Einheimische und Fremde mit Stolz und Bewunderung gepriesen haben, was die Regierung an dieser Stelle in der Zeit von fünf Jahren geschaffen hat. In der ganzen Anlage offenbarten sich ein Wille und eine Macht, deren Stempel dem Bild Posens von nun an unauslöschlich aufgeprägt ist. Ob diese größte und kostspieligste künstlerische Tat der Regierung im Osten auch als Dokument deutscher Kultur ebenso schätzbar ist, das steht freilich auf einem anderen Blatt. Nicht ohne ehrlichen Schmerz wird es mancher empfinden, daß in der Anlage und Ausführung dieses auf dauernde Wirkung berechneten Unternehmens von dem Geist der besten deutschen Kunst wenig zu spüren ist.

Die beiden Abbildungen geben in günstigen Aufnahmen die wichtigsten Ansichten des Königlichen Schlosses. Abbildung 1 zeigt die Front am Berliner Tor und die Seitenansicht am Ring; Abbildung 2 die Rückseite vom Theater gesehen, mit Schloßgarten und Marstall. Auf einem Gelände von 5700 Quadratmetern ist das Schloß als Quaderbau in drei Stockwerken errichtet. Zwei Binnenhöfe werden von dem großen Rechteck der vier Fassaden umschlossen. Der Hauptfront ist im Osten ein Saalbau und im Westen der 73 Meter hohe Turm vorgelegt, der mit dem Hauptbau durch einen kurzen Flügel verbunden wird. Um den so gebildeten Ehrenhof gruppieren sich alle Repräsentationsräume. Im Hauptgeschoß des Mittelbaus liegen die Wohn- und Audienzzimmer des Kaisers, darüber die entsprechenden Räume des Kronprinzen. Der Saalbau, dessen Mauern sich in fünf mächtigen Bogenfenstern mit doppelter Arkadenreihe öffnen, birgt den großen Festsaal, der bei einer Flächenausdehnung



phot. Ed. van Delden in Posen

Abb. 1. Das Königliche Schloß in Posen

von 600 Quadratmeter und einer Höhe von 13 Meter den Weißen Saal des Königlichen Schlosses in Berlin um 100 Quadratmeter an Größe übertrifft. Im Erdgeschoß des Turmes ist die Durchfahrt und der Zugang zu dem großen Treppenhaus; darüber die Kapelle, deren reiche Ausstattung mit Mosaiken noch bevorsteht. In dem Seitenflügel nach dem Ring liegen die Gemächer der Kaiserin, und endlich auf der Rückseite der große Speisesaal, der durch den breit vorgelagerten Balkon mit dem Garten in Verbindung steht.

Wie die gegenüber liegenden Bauten der Generallandschaft und der Oberpostdirektion ist auch das Königliche Schloß nach Plänen von Geheimrat Schwechten in spätromanischem Stil gebaut. Das bedeutet heutzutage nicht nur, daß der Baumeister den alten romanischen Bauten das Geheimnis ihrer wuchtigen Kraft und gediegenen Größe abzulauschen suchte, sondern es bedeutet auch, und für den leitenden Geist hauptsächlich, eine Maskerade in romanischem Kostüm. Bis zu welchem Extrem diese Preisgabe der eigenen Persönlichkeit auch bei dem Posener Schloßbau getrieben ist, zeigt sich wohl am äußerlichsten und augenfälligsten an dem plastischen Schmuck, dem in der Außenarchitektur vielfach Platz gegönnt ist. In den Bogenfeldern über dem Hauptportal thront auf beiden Seiten der Durchfahrt ein „romanisch empfundenes" Fürstenpaar mit imaginären Zügen. Ein paar Theaterstatisten zu beiden Seiten der Einfahrt stellen Paladine vor. Stilecht ist das gewiß nicht, weder künstlerisch noch sachlich. Die Art der Portalbildung mit der Vorhalle, deren Säulen auf Löwen und Greifen ruhen, ist romanischen Kirchen entlehnt. In dem Bogenfeld über dem Eingang sind dort etwa Christus oder Heiligenfiguren angebracht. Das schien bei dem profanen Schloßbau nicht angebracht, und faute de mieux wählte man zur Raumfüllung imaginäre Fürstenpaare nach dem Muster romanischer Stifterfiguren. Stifter können es nicht sein, aus sachlichen Gründen. Mag sein, daß man ihnen sonstige Namen erfunden hat oder erfinden wird. Tatsächlich ist die ganze Dekoration dieses Portals ein Ausdruck hülfloser Verlegenheit, und das ist mehr als ein künstlerisches Fiasko. Der Schloßbau ist eine politische Tat, die im Interesse des Deutschtums wirken soll. Die deutsche Vergangenheit und die deutsche Kultur sind aber wahrlich nicht so arm, daß man an solcher



phot. Ed. van Delden in Posen

Abb. 2. Das Königliche Schloß in Posen

Stelle zu derartigen Possen seine Zuflucht nehmen müßte.

Für die Gesamtwirkung des Schloßbaues sind die plastischen Zutaten von untergeordneter Bedeutung. Aber daß man einen ernsthaften Bau mit solchen Schellen behängen konnte, ist doch ein Symptom, das auch weniger kritische Gemüter stutzig machen muß. Und in der Tat wird wohl auch als architektonische Leistung das Königliche Schloß in Posen der Nachwelt nur als eine neue Niederlage des freiwilligen Epigonentums erscheinen. Zweifellos hat der Baumeister viel daran gesetzt, eine großzügig geschlossene Wirkung zu erreichen. Auch scheint mir der Schloßbau künstlerisch bedeutender, als die Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche in Berlin. Aber gerade an entscheidenden Stellen zeigt sich dann doch, daß jene Großartigkeit des künstlerischen Denkens, das eigentliche Signum der romanischen Architektur, hier nur angenommene Maske ist. So schien bei dem Sechsmillionen-Bau der romanische Geist zu teuer, als es zur Eindeckung der gewaltigen Dächer kam. Unter Verzicht auf die großartige und für den Gesamteindruck bestimmende Wirkung romanischer Schieferdeckung hat man sich mit einer kleinlich und säuberlich ausgeführten Bedachung von Biberschwänzen begnügt. Der Wunsch, am Berliner Tor einen Ehrenhof zu gewinnen, führte mit der Umbiegung der Hauptfassade zu einem äußerst langweiligen Motiv, das mit der Wirkung romanischer Bauten durch kompakt zusammengehaltene Massen in schneidendem Widerspruch steht. Und endlich ist die Gruppierung der Apsis und der beiden Vorhallen an dem Turm von unglücklich zusammengestückelter Wirkung, die den Eindruck dieses Paradestücks der ganzen Anlage wieder schwer beeinträchtigt. Von den unendlichen Konflikten zwischen romanischem Wesen und praktischen Ansprüchen, die sich bei der Ausgestaltung des Grundrisses und der Innenarchitektur ergeben mußten, kann hier gar nicht die Rede sein. In wieweit an diesen verhängnisvollen Fehlern den Baumeister die Schuld trifft, mag dahingestellt bleiben. Die Tatsache liegt jedenfalls vor, daß der Bau trotz der bis zum Lächerlichen getriebenen Unselbständigkeit in den Details von dem eigentlichen Geist romanischer Baukunst noch lange nicht so viel an sich hat, wie es bei einem selbständig erfundenen und ausgeführten Bau hätte der Fall sein können. Nicht aus einem unzeitgemäßen Bedürfnis zu künstlerischer Kritik, sondern aus warmem, patriotischem Empfinden heraus wird man diese Tatsache bei einem als Wahrzeichen deutscher Macht und Kultur für die Ewigkeit geschaffenen Werk schmerzlich bedauern.

Die geheimnisvolle Aegypterin

Lieber Leser, kannst Du erraten, welchem Zwecke die hier abgebildete Figur diente? Aus der Abbildung allein wird es dir wohl nicht so leicht gelingen. Wenn ich es Dir nicht sage, müßtest Du schon in das Kunstgewerbemuseum in Breslau gehen, wo die lebensgroße Aegypterin seit wenigen Wochen als Neuerwerbung steht. Da würdest Du sehen, daß sie ein — Ofen der Empirezeit aus Gußeisen mit aufgelegten Bronzeverzierungen ist. In dem breiten, mit Reliefbildern geschmückten Gürtelbehang würdest Du die Griffe für drei kleine Türen entdecken. Durch die oberste legte man die Holzkohlen auf einem Roste in den Leib, dessen üppige Ausrundung nun erst verständlich wird, durch die mittlere, mit Luftlöchern versehene, konnte man den Schürhaken einführen und bei der unteren wurde die Asche herausgenommen. Im Rücken steckt das Ofenrohr. Der Halsschmuck, die Armbänder, die Rosetten auf der Brust, der Gürtel mit seinem langen Behang und die Lotuszweige in den Händen sind aus Bronzeblech aufgestiftet. Den fehlenden Zweig in der Rechten muß man sich zur Vervollständigung des streng feierlichen, symmetrischen Eindruckes hinzudenken.



Spott und Hohn werden reichlich auf die schöne, heizbare Aegypterin niederprasseln, die jede verwegene Berührung mit verbrannten Fingern belohnte. Gott sei dank, daß heutzutage eine solche Geschmacksverirrung nicht mehr möglich ist, wird man sagen. Auch ich möchte unternehmungslustige Fabrikanten vor Neuauflagen dieses Ofens warnen. Aber trotzdem steht er hoch über den Geschmacklosigkeiten, die unsere Zeit uns noch fortwährend beschert. Während wir deren Willkürlichkeiten als mit unseren Anschauungen unvereinbar erkennen und abweisen, war der aegyptische Figurenofen für seine Zeit voller Ernst, die Aeußerung eines bestimmten Stilgefühles, dem wir als einem Beweise für den ewigen unaufhaltbaren Wandel ästhetischer Gesetze um so weniger unser vorurteilloses Interesse versagen wollen, als wir uns jetzt auf einem ganz anderen, dem entgegengesetzten Wege befinden.

Praktische Unbrauchbarkeit können wir der Figur bei bescheidenen Ansprüchen nicht vorwerfen, auch nicht Versündigung gegen das Material, denn bei Gußeisen ist die Anfertigung aus einem Stücke eher ein Vorteil. Was wir an dem Ofen tadeln, ist, streng analysiert, die von aller Gepflogenheit abweichende Form, die seine Bestimmung nicht nur nicht klar ausdrückt, sondern sogar sorgfältig verbirgt. Diese Art der Irreführung gehört zur Empirezeit. Es war der Abschluß eines langen Entwicklungsprozesses, der sie unaufhaltsam zur Antike trieb. Sie sah und lebte sich in diese auf dem Gebiete der Innendekoration so sehr ein, daß ihr die überkommene Welt der Dinge, die dem Leben dienen, zu nüchtern, zu materiell und zu nichts-

sagend erschien. Da sie jedoch die gesamte Kultur beim besten Willen nicht auf die Antike zurückschrauben konnte, bemühte sie sich, die Prosa in der Gebrauchsbestimmung von Einrichtungsstücken, die die Antike nicht gekannt hatte, zu verheimlichen und zu verschleiern. Aus diesem stolzen Hochgefühl der Erhabenheit über das Materielle entstanden jene wunderlichen Gebilde, denen man bei der Durchwanderung eines im Empirestile eingerichteten Schlosses auf Schritt und Tritt begegnet, so z. B. wenn man neben dem Bette einen ausgesprochenen Opferaltar sieht, der sich nach Auffindung der verschmitzt verborgenen Türe als Nachtkästchen entpuppt.

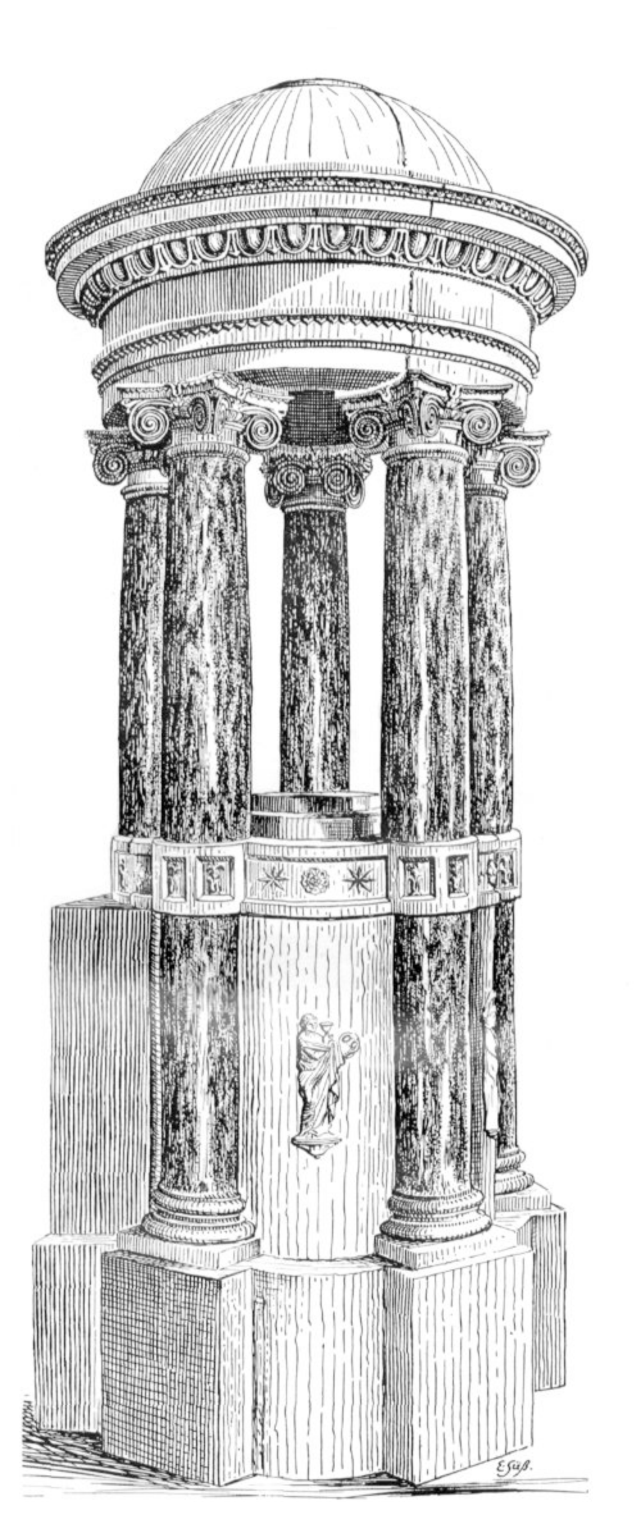
Besonders viel Umwandlungen mußte sich der Ofen gefallen lassen. Der tönerne bekam die Form eines Sarkophages oder eines römischen Tempels, der eiserne die einer Statue.

Unser Museum besitzt seit einigen Jahren den auf dieser Seite abgebildeten, bunt marmorierten Rundtempelofen aus Ton als schönes Gegenstück zu der Aegypterin aus Gußeisen. Beide Stücke haben wir uns aus Breslauer Häusern geholt, den Tempel aus der goldenen Radegasse 15, die eiserne Statue aus der Werderstraße.

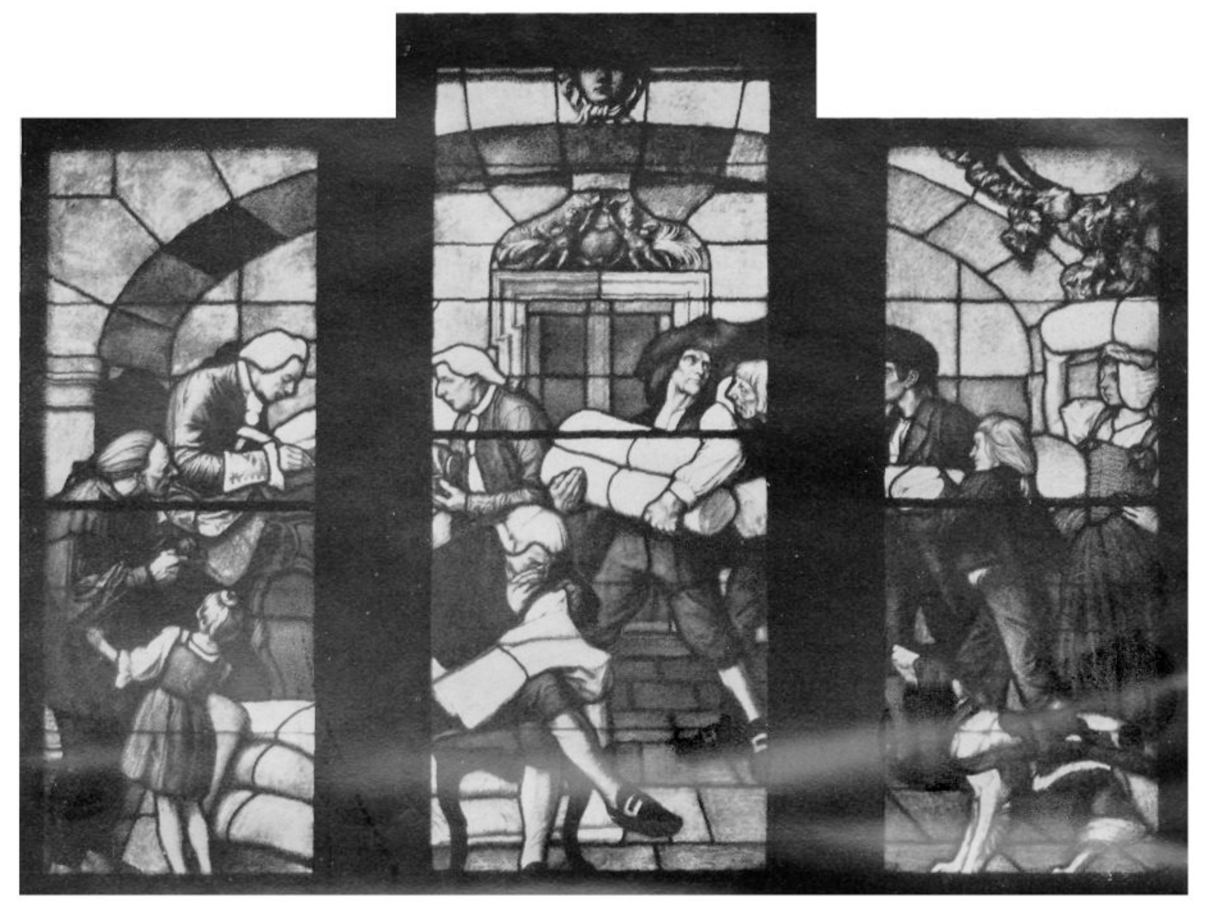
Die Phantasie bleibt immer hinter der Wirklichkeit zurück. Was vermöchte besser als gerade diese beiden Zeugen uns ausmalen helfen, wie gründlich klassisch wir Breslauer vor hundert Jahren waren! Wie weit scheint diese Zeit mit ihrer Verranntheit in die Unwahrheit hinter uns zu liegen! Aber immerhin, es war eine Zeit ernst zu nehmender Begeisterung für den Weg, den sie beschritt. Uebersehen wir nicht, daß das Empire auch bei Verfehlungen seine Kraft nicht verleugnet. Der Figurenofen ist und bleibt ein Werk von künstlerischem Charakter und trefflicher, technischer Ausführung. Wir brauchen uns nicht zu schämen, wenn sich bei genaueren Nachforschungen herausstellen sollte, daß er aus den oberschlesischen Eisengießereien zu Gleiwitz hervorgegangen ist.

Diese erfreuten sich damals eines großen Rufes und lieferten in der Empire- und Biedermeierzeit große Mengen von allen möglichen, in Eisenguß hergestellten Gebrauchs- und Ziergegenständen. Leider sind wir über den ganzen Umfang jener Produktion vorläufig nur sehr oberflächlich unterrichtet. Es wäre daher für das neu gegründete Gleiwitzer Museum eine höchst dankenswerte Aufgabe, wenn es durch systematische Sammeltätigkeit und wissenschaftliche Arbeiten über die künstlerische Tätigkeit der Gleiwitzer Hütte einiges Licht verbreiten würde. Uebrigens sollen die alten Formen sich noch erhalten haben.

Professor Dr. Masner



Ofen der Empirezeit
im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau, aus hellgraublau glasierter Fayence, die hervortretenden Teile und Appliken hellgelb getönt, die Säulen braun marmoriert



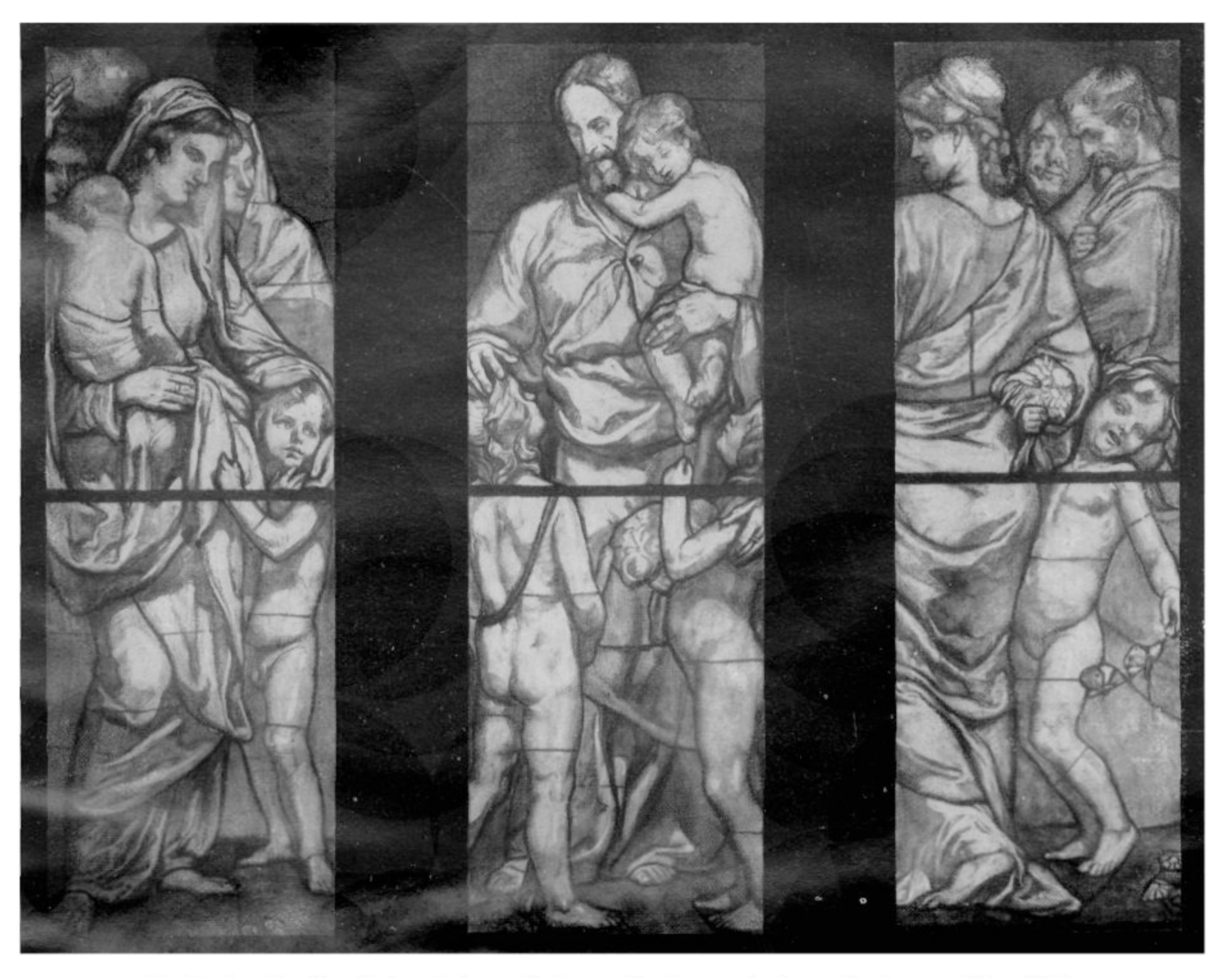
Die Blüte des schlesischen Leinenhandels im 18. Jahrhundert,
Glasfenster im Rathause zu Landeshut, nach einem Karton von Eduard Kämpffer ausgeführt von Adolph Seiler in Breslau

Glasmalereien von Adolph Seiler

Die älteste und bedeutendste Werkstätte für Glasmalerei und Bleiverglasung im Osten Deutschlands ist die von Adolph Seiler in Breslau.

Ein Paar Worte über den Begründer:

Als Sohn des in Lüben in Schlesien tätigen Glasermeisters und Ratsherrn August Seiler im Jahre 1826 geboren, erlernte Adolph Seiler bei seinem älteren Bruder in Görlitz das Glaserhandwerk, um sich darauf Ende der vierziger Jahre in Breslau am Tauentzienplatz selbständig zu machen. Zu jener Zeit hatte der damalige Leiter der Königl. Porzellanmanufaktur in Meissen, Scheinert, mit dem Adolph Seiler befreundet war, sich viel damit beschäftigt, um die in der Porzellanmalerei erzielten Wirkungen auch auf transparentes Glas zu übertragen. Seine Bemühungen waren von Erfolg, und einer der Ersten, der die neue Technik in Schlesien zur Anwendung brachte, war Adolph Seiler. Er verstand es, Leute für seine Werkstätten heranzuziehen, die ihm durch ihre künstlerischen Leistungen zu weiteren Erfolgen verhalfen. Zu diesen gehörten besonders der Glasmaler Krüger und der Maler Koska, der die Kartons für die Kirchenfenster in natürlicher Größe herstellte. Infolge zahlreicher, lohnender Aufträge, namentlich für Gotteshäuser, kam Seiler im Jahre 1860 in die Lage, sich ein eigenes Haus auf der Neuen Taschenstraße Nr. 5 für seine Werkstätten zu erbauen, wo sie heute, nach einem halben Jahrhundert, noch bestehen. Im Jahre 1861 haben die Königin Augusta, Kronprinz Friedrich Wilhelm und die Kronprinzessin Viktoria bei ihrer Anwesenheit in Breslau sie besucht und für deren Arbeiten sich lebhaft interessiert. Schließlich gewann der Betrieb in ihnen eine



Fenster der Taufkapelle der Johanneskirche zu Breslau, nach einem Karton von Max Friese ausgeführt von Adolph Seiler in Breslau

solche Ausdehnung, daß mehr als 40 Maler und Kunstglaser in ihnen beschäftigt waren. Im Jahre 1875, als die Aufträge — vielleicht infolge des Kulturkampfes — erheblich nachgelassen hatten, erlag Seiler einem Lungenleiden. Nachdem der Betrieb noch einige Jahre von seiner Witwe aufrecht erhalten worden war, wurden die Werkstätten im Jahre 1877 von ihr an Eduard Franke verkauft, der bis zum seinem Tode im Jahre 1903 das Atelier ganz im Sinne Seilers und unter der alten Firma Adolph Seiler weiter führte.

Aber in jener Manier, wie Scheinert und Seiler sie ausübten, wird heute nicht mehr gearbeitet. Man macht heute kein Gemälde auf Glas, sondern Glasmalereien in jener alten, schönen Technik, wie sie vom frühen Mittelalter an bis in die Zeit der Spätrenaissance im Süden und Westen Deutschlands und namentlich in der Schweiz geübt wurde. Es werden nicht mehr weiße Glastafeln mit bunten Farben bemalt, sondern das Bild setzt sich zusammen aus kleinen Stücken massiv gefärbter Gläser, die mosaikartig zusammengebleit lediglich mit Schwarzlot behandelt werden. Das war das Verfahren der Alten, das heute wieder Dank der Fortschritte in unserer Farbenglasindustrie nicht übertroffen, aber doch wieder erreicht werden kann.

Was in den letzten Jahren unter dem jetzigen Inhaber der Glasmalerei-Werkstätte, Conrad May, geleistet worden ist, bezeugen die Illustrationen, denen freilich ein wesentlicher Bestandteil, die Farbe, fehlt.

Außer den heimischen Künstlern, die hier mit Arbeiten vertreten sind — Eduard Kaempffer, Hans Roßmann, Max Friese, Paul Neumann, welcher letzterer ständig im Atelier beschäftigt ist, haben noch Albert Bothe, Eugen Burkert, Hans Dreßler, Josef Langer, J. G. Uttinger u. a. Kartons für die Werkstatt gezeichnet. In der Heranziehung dieser künstlerischen Kräfte liegt das Geheimnis der Erfolge des Seilerschen Ateliers.

Von Nah und Fern

Kunstgewerbeverein

Das neue Geschäftsjahr beginnt am 1. Oktober. Die statutenmäßige Hauptversammlung ist auf den 21. Oktober festgesetzt.

In dem Wettbewerbe um kunstgewerbliche Arbeiten (Blumentisch, Zinngerät, Schreibzeug), der im Mai unter den Mitgliedern und den Schülern der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule und der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule ausgeschrieben wurde, um geeignete Gewinne für die Verlosung zu erlangen und Anstoß zur Neubelebung des in Schlesien früher blühenden Zinngießerhandwerks zu geben, wurden folgende Preise verteilt:

Einen Preis von 100 Mark erhielt Heinrich Tischler in Breslau für einen Blumentisch, je einen Preis von 50 Mark Arthur Friebe und Josef Sobainsky in Breslau für einen Blumentisch, einen Preis von 50 Mark für ein Tintenfaß Erwin Süß in Bunzlau, einen Preis von 50 Mark für eine Zinndose Conrad Scheu in Breslau und einen Preis von 50 Mark für ein Zinnseidel Josef Sobainsky in Breslau. Tischler und Scheu sind Schüler der Kunst-, Friebe der Handwerkerschule. Die preisgekrönten Entwürfe sollen schon zur diesjährigen Verlosung ausgeführt werden.

Unser Mitglied, der Gold- und Silberwarenfabrikant J. Schlossarek in Breslau hat vom Papst den Titel eines Hofjuweliers und zur Führung dieses Titels die erforderliche Genehmigung vom Minister des Königlichen Hauses erhalten.

Unsere Beilagen

Die erste Beilage dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift, die Schweidnitzer Pfarrkirche nach einer Zeichnung von Erich Wessel, ist eine Probe der zwölf Vollbilder aus dem Schlesischen Kalender für 1911 (Phönix-Verlag Siwinna, Breslau-Kattowitz). In seinem farbigen Gewande gleicht er den beiden Vorgängern in den Jahren 1908 und 1909. Sie waren die ersten ihrer Art in unserer Provinz, die gleich ähnlichen Genossen in anderen deutschen Landesteilen Liebe zur Heimat geweckt und viele Freunde sich gewonnen haben. Auch dem nächstjährigen, in seinem Inhalte völlig neuen Kalender wird es gewiß daran nicht fehlen. Professor Richard Knötel hat den Umschlag und die Monatsrandleisten, Erich Wessel die Vollbilder, Erich Weinreich die Schrift gezeichnet, den Text hat Dr. Conrad Buchwald geschrieben. In den Vollbildern läßt uns Rübezahl wieder eine Reihe wenig bekannter alter Kunstdenkmäler und Naturschönheiten aus Nord und Süd, Ost und West und dem Herzen des Schlesierlandes schauen. So steigt in unserem Bilde, hell im Sonnenstrahl, der höchste Kirchturm Schlesiens mit seiner Renaissance-Haube 103 m hoch in die Luft. Der Zimmermeister Georg Stellauf hat ihn 1565 errichtet und der Kupferschmied Lorenz Schneider aus Breslau mit Kupfer gedeckt. Die Schweidnitzer Pfarrkirche ist ein stattlicher, gotischer Bau des ausgehenden Mittelalters, dessen Inneres aber ein ganz anderes Stilgepräge hat, denn 1680 erteilte der Breslauer Fürstbischof, Kardinal Friedrich von Hessen den Jesuiten, die die Kirche im Laufe des dreißigjährigen Krieges an sich gebracht hatten, die Erlaubnis zu neuer Ausstattung. Sie erfolgte ohne Rücksicht auf das Vorhandene mit dem den Bauten jenes Ordens eigenen Prunk und Pomp. Die letzte vollkommene Wiederherstellung des Inneren im Sinne der heutigen Denkmalpflege ist in diesem Jahre nach dreijähriger Arbeit glücklich vollendet worden. Die Reinigung der Deckenmalereien lag in der Hand des Malers Josef Langer, dem auch die Ausmalung der Seitenschiffe und Kapellen übergeben wurde, während Maler A. Baecker die Reinigung der Wandbilder und die Instandsetzung der Ausstattungsstücke übernommen hatte.



Aulafenster im Kgl. Gymnasium zu Reichenbach i. Schl., nach einem Karton von H. Roßmann ausgeführt von Adolph Seiler in Breslau

Die zweite Beilage gehört zu dem Aufsatze von Kania über die wirtschaftliche Hebung und Entwicklung Oberschlesiens durch die Industrie und zeigt uns Königshütte mit dem Denkmale des Grafen Friedrich Wilhelm von Reden, wie es vor fünfzig Jahren ungefähr aussah. Als Vorlage diente eine große farbige Lithographie von dem aus Brieg gebürtigen, in Breslau einst tätigen Maler F. Koska (1802—1862).

Die dritte Beilage bringt ein reizendes Kinderporträt aus dem Jahre 1833 von Karl von Rahden, das jetzt dem Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer gehört. Baron Karl von Rahden, ein geborener Schlesier hat, wie Dr. Hintze im Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer (III, 147) mitteilt, in Breslau die Miniaturmalerei erlernt und später in Strehlen von seinem kleinen Vermögen und dem, was seine Bilder ihm brachten, still zurückgezogen als ein freundlicher und liebenswürdiger Sonderling von krankhafter Ordnungsliebe und Pedanterie gelebt. Gestorben ist er 1857. Das dünnbeinige Tischchen, auf dem das giftgrüne Vogelbauer mit dem Kanarienvogel steht und das schöne, weiße Kleid des blonden, kleinen Mädchen mit den grauen Augen sind es

nicht allein, die uns sofort an die Biedermeierzeit denken lassen, die wir jetzt wieder mit Behagen genießen; als Ganzes ist es das ausgeprägte Erzeugnis eines bestimmten Stilgefühls — und als solches wertvoll —, weniger das Produkt einer ausgeprägten künstlerischen Persönlichkeit. Liebhaben aber muß man das Bild, ohne daß man weiß, wen es darstellt!

Ausstellung

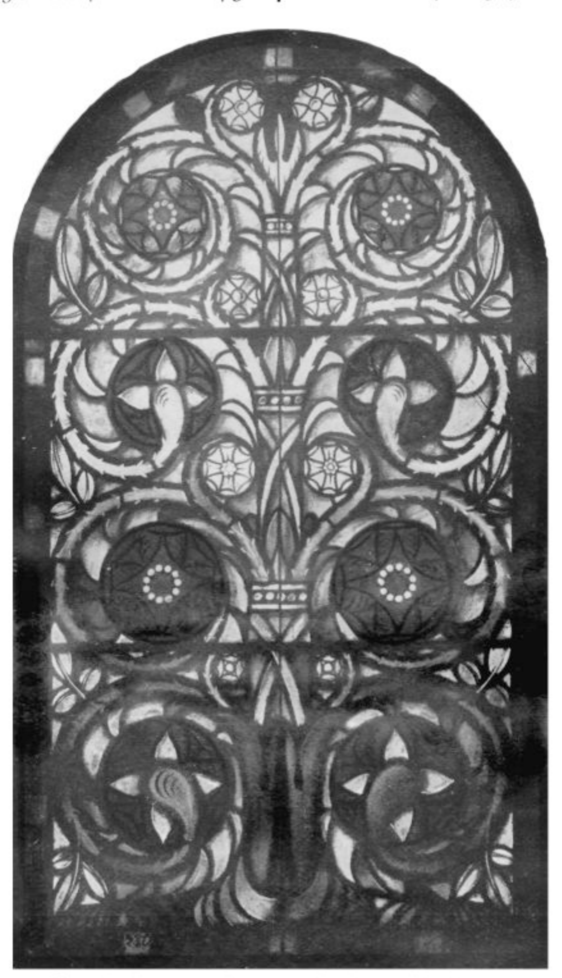
Auf der Ostdeutschen Ausstellung in Posen 1911 wird eine in Eisenkonstruktion aufgeführte Halle nach einem Entwurfe des Direktors der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule in Breslau, Professor Poelzig, mit einem Aufwande von 500000 Mk. errichtet werden, die die oberschlesische Eisenindustrie repräsentieren soll, zugleich aber allen oberschlesischen Ausstellern zur Verfügung stehen wird. Die Oberschlesische Eisenbetonbedarfs-Aktiengesellschaft, die Donnersmarckhütte, die Bismarckhütte und die Oberschlesische Eisen-Industrie-Aktiengesellschaft haben sich zu diesem Zweck zusammengeschlossen und die erforderliche Summe durch Garantiezeichnungen bis auf einen unbedeutenden Rest zusammengebracht. Nach Beendigung der Ausstellung will die Stadt Posen den Bau für 265000 Mark ankaufen, um ihn als Wasserturm und Markthalle zu verwerten.

Warum hört man nichts von einer Beteiligung Schlesiens, nicht nur Oberschlesiens, und insbesondere des Schlesischen Kunstgewerbes an der Posener Ausstellung?

Schlesische Künstler

Zum fünfzigsten Geburtstage der Erbprinzessin von Meiningen hat Professor Theodor von Gosen im Auftrage des Verbandes Vaterländischer Frauenvereine Schlesiens, deren Vorsitzende die Erbprinzessin ist, eine silberne Plakette geschaffen. Sie ist 30 Zentimeter hoch und 20 Zentimeter breit. Die obere Hälfte zeigt in einer von einem niedrigen Bogen überwölbten Füllung ein Flachrelief: die Caritas, die ihren Mantel um Hilfesuchende breitet. Zu ihrer Rechten ist es eine Mutter mit ihrem Kinde, die sehnend und dankbar zu ihr aufblickt, zu ihrer Linken ein Greis mit müde gesenktem Haupte. Der untere Teil der Plakette trägt in erhabener Schrift unter dem Zeichen des roten Kreuzes die Widmung: „Schlesiens vaterländische Frauen huldigen ihrer hohen Leiterin in Dankbarkeit und Treue zum Jubeltage des 24. Juli 1910.“ Die profilierten Ränder der Plakette werden von einem Lorbeerkranz umrahmt. Das kunstvolle Werk wurde in der Breslauer Kunstschule in Silber gegossen und grau patiniert und ruht auf einer Unterlage aus Polisanderholz.

Eine Deputation der Breslauer Hoflieferanten der Erbprinzessin überreichte eine von Helma Fischer als Originalradierung ausgeführte Adresse in Verbindung mit einer Spende für wohltätige Zwecke. Die Adresse trägt als Kopf ein Bild des auf die Anregung der Erbprinzessin gegründeten „Charlottenheims“ in Krummhübel und zeigt im unteren Teil des Blattes die Abbildung des Generalkommandos in Breslau, der langjährigen Wohnstätte der Jubilarin.



Altarfenster der Johanneskirche in Breslau, nach einem Karton von P. Neumann ausgeführt von Adolph Seiler in Breslau

Der Kaisergarten

Der in diesem Jahre neueingerichtete „Kaisergarten“ der Firma M. Kempinski in Breslau zeigt nicht nur in dem behaglich eingerichteten Garten, sondern auch in mehreren ruhig und angenehm wirkenden Räumen, wie das Schlesische Kunstgewerbe auch derartigen Aufgaben gewachsen ist. Der jetzige Inhaber der Firma Hans Rumsch, Dekorationsmaler Max Streit, hat die Ausstattung der auf Seite 30—32 abgebildeten Räume, unter ihnen eine sehr nette alte schlesische Bauernstube, mit ruhigem und schönem Geschmack gezeichnet und gemalt.

Denkmäler

In **Breslau** ist in der Vorhalle der Christuskirche auf der Hohenzollernstraße ein Relief in Sandstein angebracht worden, ein Bildnis des Begründers der altlutherischen Gemeinde, Professors D. Scheibel in Lebensgröße. Scheibel trat als Theologieprofessor in Breslau an die Spitze der altlutherischen Bewegung und stiftete 1830 hier die lutherische Gemeinde. Das Relief stellt ihn in der Tracht mit der Halskrause dar, die heute noch von den Geistlichen der Breslauer Pfarrkirchen getragen wird.

In **Hirschberg** wurde ein Antrag angenommen, einen geeigneten Platz auf dem in städtischem Besitz befindlichen Hausberg für einen Kaiserturm herzugeben. Schon seit vielen Jahren besteht ein Komitee, das sich die Errichtung eines Aussichtsturmes auf einem in der Nähe der Stadt befindlichen Berg zum Ziele gesetzt hat. Der Turm soll gleichzeitig auch dem Andenken der beiden deutschen Kaiser gewidmet sein. Das Komitee hat ein Projekt, das einen mittelalterlichen Burgturm darstellt, angenommen und jetzt auch die zur Ausführung des Projektes erforderliche Summe von 18000 Mark beisammen. Gegen den Plan, diesen Burgturm auf den schönen Hausberg zu setzen, sind sowohl in der Oeffentlichkeit, wie auch noch in der damaligen Versammlung, die lebhaftesten Bedenken geäußert worden. Schließlich bewilligte aber doch nach längerer Debatte die Versammlung mit 25 gegen 8 Stimmen den Platz.

Nachdem vor kurzem in **Schweidnitz** ein Denkstein für Johann Christian Günther gesetzt worden ist, trägt man sich jetzt auch mit dem Gedanken, dem Dichter in seiner Vaterstadt Striegau, die bereits eine Straße nach ihm benannt hat, ein Denkmal zu errichten.

Heimatschutz

Gegen die Verunstaltung von Ortschaften. Von den Breslauer Vororten ist Brockau der erste, der auf Grund des Gesetzes vom 15. Juli 1907 gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden ein Ortsstatut gegen die Verunstaltung der Straßen und Plätze der Gemeinde erlassen hat, das vom Kreisausschuß genehmigt worden ist. Der Hauptparagraph des Brockauer Ortsstatuts bestimmt, daß die baupolizeiliche Genehmigung zu versagen ist wenn Bauten, die das Orts- und Straßen- bezw. Landschaftsbild stören würden, an den folgenden Straßen und Plätzen errichtet werden sollen: 1) in der Umgebung der Anlage auf dem ehemaligen Dorfteich, 2) in der Umgebung des Rathauses und der Kirchplätze, 3) in der Umgebung des Denkmalsplatzes, 4) in dem Landhausviertel zu beiden Seiten der Flurstraße. Ein weiterer Paragraph bestimmt allerdings, daß, wenn die Bauausführung nach dem Bauentwurfe in den vorgenannten Fällen dem Gepräge der Umgebung der Baustelle im wesentlichen entspricht und die Kosten der trotzdem auf Grund des Ortsstatuts geforderten Aenderung in keinem angemessenen Verhältnisse zu den dem Bauherrn zur Last fallenden Kosten der Bauausführung stehen, von der Anwendung des Ortsstatuts abzusehen ist. Weiter wird angeordnet, daß die Anbringung von Reklameschildern, von Schaukästen, von Aufschriften größeren Umfanges und von größeren Abbildungen der baupolizeilichen Genehmigung bedarf. Die Genehmigung ist zu versagen, wenn durch die Anbringung Straßen oder Plätze der Ortschaft oder das Ortsbild gröblich verunstaltet würden. Vor der Erteilung oder Versagung der Genehmigung ist in den genannten Fällen eine Beratungskommission zu hören, die aus dem Gemeindevorsteher als Vorsitzenden und sechs Mitgliedern besteht, von denen vier von der Gemeindevertretung und zwei von dem in der Sektion „Kunst der Gegenwart" der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur gebildeten Ausschuß für Vorortschutz in Breslau zu bestimmen sind. Von den durch die Gemeindevertretung zu wählenden Mitgliedern sollen tunlichst zwei dem Kreise der Haus- und Grundbesitzer und zwei dem Kreise der Baugewerksmeister angehören. Die Mitglieder des Ausschusses für Vorortschutz haben jedoch nur beratende, keine beschließende Stimme.

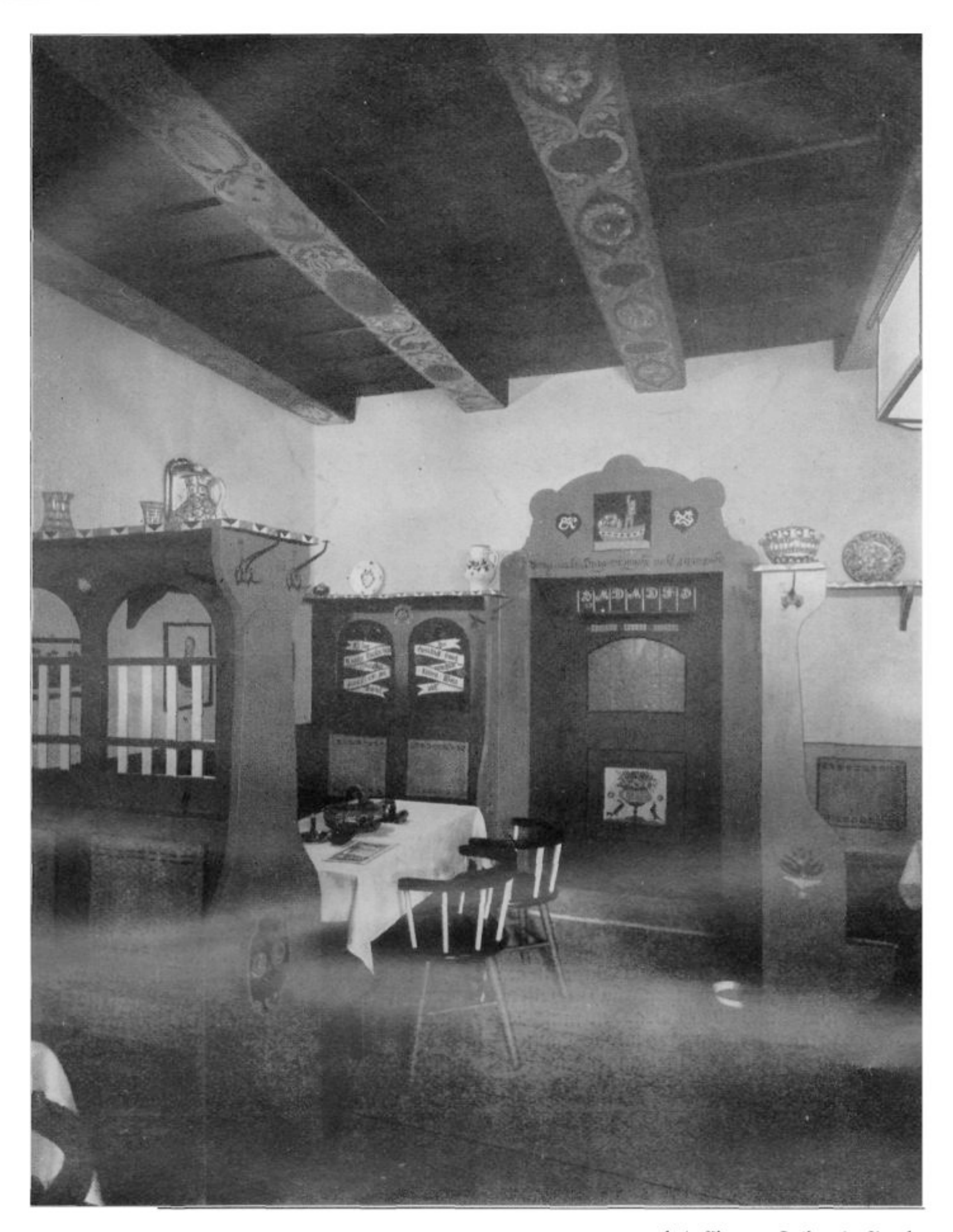


phot. Ed. van Delden in Breslau

Bauernstube im „Kaisergarten" von M. Kempinski in Breslau, gezeichnet und gemalt vom Dekorationsmaler Max Streit (Inhaber der Firma Hans Rumsch) in Breslau

Kunstgeschichtliches

Im Augustheft der „christlichen Kunst" behandelt Paul Bretschneider die Epitaphien des Grafen Melchior von Hatzfeld in den Kirchen zu Prausnitz und Laudenbach. Der Kaiserliche Generalfeldmarschall Graf Melchior von Hatzfeld und Gleichen, ein bekannter Heerführer des Dreißigjährigen Krieges, der durch die Erwerbung der freien Standesherrschaft Trachenberg seine Familie aus Hessen nach Schlesien verpflanzte, starb am 9. Januar



phot. Ed. van Delden in Breslau

Bauernstube im „Kaisergarten“ von M. Kempinski in Breslau, gezeichnet und gemalt vom Dekorationsmaler Max Streit (Inhaber der Firma Hans Rumsch) in Breslau

1658 auf seinem Schlosse Powitzko bei Trachenberg. Er wurde einbalsamiert und in einem zinnernen Sarge, den der Breslauer Zinngießermeister Christoph Furchheim für 186 Reichstaler gemacht hatte, zunächst in der Pfarrkirche zu Trachenberg beigesetzt, neun Jahre später in einer neuen Kapelle, die sein Bruder und Herrschaftsnachfolger Hermann zu diesem Zwecke an die Stadtpfarrkirche in Prausnitz anbauen ließ. Dort erhebt sich über seiner Gruft ein prachtvolles Epitaph aus Marmor und Alabaster. Oben auf der Tumba liegt der Verstorbene als Rundfigur in Lebensgröße mit seinem Lieblingstier, einer englischen Dogge, und seinem Wappen zu Füßen. Die Tumba selbst hat kräftige, volutenartige Stützen mit Kriegstrophäen und Emblemen der Himmelskunde, dazwischen Reliefs, Scenen aus der Zeit des großen Krieges. Auf dem Sockel der Tumba an den Ecken und in der Mitte der Langseiten sitzen Putten mit den sechs Einzelfeldern des Hatzfeldschen Wappens. Ganz dasselbe Denkmal existiert nun aber merkwürdigerweise noch einmal, nämlich in der Bergkirche zu Laudenbach im Königreich Württemberg (Jagstkreis), dort wo das Herz des Grafen liegt. Nach einer von A. Kern in der Zeitschrift für Geschichte Schlesiens (1908, 332) veröffentlichten Notiz hat beide Grabdenkmäler der Bildhauer Achilles Kern zu Forchtenberg in Franken geschaffen, „kostet jedes ohne Getreyd und Wein, so in Geding gegeben worden 400 Reichsthaler zusammen 800 Reichsthaler oder 1000 Thaler (Schlesisch).“

Das Prausnitzer Epitaph ist im Bilderwerk zum Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens auf Tafel 232 abgebildet; indes war der Künstler noch nicht bekannt, als das Bilderwerk erschien, die Vermutung, daß es



Zimmer im „Kaisergarten“ von M. Kempinski in Breslau,
gemalt von Max Streit in Breslau

von einem Niederländer geschaffen, aber nicht so unrichtig, da wir den Bildhauer zur Schule Alexander Colins rechnen müssen.

Achilles Kern ist am 6. November 1607 zu Forchtenberg als Sohn Michael Kerns des Jüngeren geboren und auch dort am 20. Januar 1691 gestorben. Er war als letzter künstlerisch tätiger Sproß seiner Familie, die durch vier Generationen in seinem Geburtsstädtchen wirkte, der Gehilfe und Nachfolger seines Vaters, ist aber auch in Würzburg tätig gewesen. Außer den beiden genannten Denkmälern ist ihm eine hölzerne Davidfigur an der Orgel der Jakobskirche, jetzt in der Franziskanerkirche in Rothenburg und zwei Wappen am Marstalltore des Schlosses zu Oehringen nachzuweisen; vielleicht rührt von ihm auch das Grabdenkmal des Grafen Ernst Eberhard Friedrich von Hohenlohe-Langenburg in der evangelischen Stadtkirche in Langenburg her.

Wettbewerb

Die städtische Deputation für Kunstzwecke in Berlin hat zur Erlangung von künstlerischen Modellen für die Anfertigung von Plaketten, welche von der Stadtgemeinde Berlin in geeigneten Fällen verliehen werden sollen, unter den in Deutschland ansässigen Künstlern einen Wettbewerb ausgeschrieben. Für diesen sind Preise von 4000 bis 1000 Mk. (im Gesamtbetrage von 8000 Mk. ausgesetzt worden. Die Modelle sind bis zum 1. Februar 1911 bei der Deputation, Rathaus, Zimmer 90, einzureichen.

Das Preisrichteramt haben übernommen: Stadtverordneter, königlicher Baurat Professor Cremer, Stadtbaurat, Geheimer Baurat Dr. Hoffmann, die Bildhauer Professor F. Schaper, Professor J. Taschner, Professor Tuaillon.



Der „Kaisergarten“ von M. Kempinski in Breslau,
Ausstattung gemalt von Max Streit in Breskau



Köhlerei in Philippsdorf im Altvatergebirge
Photographie von R. Borrmann in Breslau